









57 539

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

Schriftenreihe des Lehrstuhles für deutsche Sprache und  
Literatur der Loránd-Eötvös-Universität

23

VON DER SCHULGRAMMATIK ZUR ALLGEMEINEN SPRACHWISSENSCHAFT

Beiträge zur Gedenktagung  
für Professor János Juhász

Herausgegeben von  
Magdolna Bartha und Rita Brdar Szabó

Budapest  
1991

MTA  
KIK



0 00003198457 4

686464

MAGYAR  
TUDOMÁNYOS AKADÉMIA  
KÖNYVTÁRA

Felelős kiadó: dr. Hunyady György dékán  
Készült: az ELTE Ajtósi Dürer sori  
Létesítmények háziyomdájában

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA  
Könyvtári 1987. / 19. sz.

## INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT.....	5
Regina HESSKY (Budapest): Eröffnung.....	7
Siegfried GROSSE (Bochum): Das Spiel mit der Sprachnorm.	11
Wolfdietrich HARTUNG (Berlin): Wie notwendig ist die Norm?.....	23
Rainer WIMMER (Mannheim): Sprachnorm und Sprachkritik...	35
Klaus HEGER (Heidelberg): Redundanz in der Morphologie des Deutschen?.....	53
Vilmos ÁGEL (Budapest): Nochmals: Redundanz.....	61
Oskar REICHMANN (Heidelberg): Gemeinsamkeiten im Bedeutungsspektrum von Wörtern europäischer Sprachen...	75
Rita BRDAR SZABÓ (Kaposvár): Zur Beschreibung der Synonymie als einer graduellen Erscheinung.....	95
Piroska KOCSÁNY (Debrecen): Spruchweisheiten als "Rhetorische" Fragen.....	109
Ulrich ENGEL (Bonn): Partikeln im Kontrast - Probleme und Vorschläge.....	123
Sarolta LASZLÓ (Budapest): Möglichkeiten und Grenzen eines Vergleichs der Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen.....	139
Péter BASSOLA (Szeged): Ergänzungen der Semantischen Substantivklassen im Deutschen und im Ungarischen (präpositionale Nominalphrasen und Partizipialphrasen in Konkurrenz).....	149
SCHRIFTENVERZEICHNIS VON JÁNOS JUHÁSZ.....	163
BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK.....	171



## VORWORT

Das Deutsche Seminar der Loránd-Eötvös-Universität Budapest veranstaltete am 7. und 8. März 1991 unter dem Titel "Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft" eine internationale Konferenz, die dem Andenken von Professor János Juhász gewidmet war. Der vorliegende Band enthält die Vorträge in der Reihenfolge ihrer Präsentation.

Angefügt wurde zusätzlich ein Verzeichnis aller wesentlichen Publikationen von János Juhász.

Rita Brdar Szabó

Magdolna Bartha



Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kollegen!

Ich möchte Sie alle ganz herzlich willkommen heißen zu dieser wissenschaftlichen Tagung unter dem Titel "Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft". Sie steht im Zeichen der Erinnerung an Prof. János Juhász, der nach fast 30 Jahren Lehr- und Forschungstätigkeit an diesem Lehrstuhl, vor knapp anderthalb Jahren, im Alter von 64 Jahren verstorben ist.

Besonders möchte ich unsere Gäste und Referenten aus Deutschland willkommen heißen, die wir eingeladen haben, weil sie uns, die wir Mitarbeiter und Schüler von János Juhász waren, bekannt geworden sind als seine Fachkollegen und Freunde, mit denen er in jahre-, ja jahrzehntelangem, wohl gegenseitig anregendem und fruchtbarem Fachkontakt und in freundschaftlicher Beziehung gestanden hat. Die Tatsache, daß sie unserer Einladung Folge geleistet haben, glaube ich mit Recht als Zeichen dafür betrachten zu dürfen, daß sie mit uns die Auffassung teilen: Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit von János Juhász stellen einen beachtenswerten Beitrag zur Auslandsgermanistik und überhaupt zur germanistischen Sprachwissenschaft dar.

Ich möchte es auch nicht versäumen, mich an dieser Stelle herzlich zu bedanken bei Mitarbeitern und Studenten des Deutschen Seminars für die Vorbereitung der Tagung, allen voran bei Frau Dr. Bartha, und ich habe - nicht zuletzt - zu danken für die finanzielle Unterstützung durch das Ungarische Ministerium für Bildung und Unterricht, persönlich durch Herrn Staatssekretär Károly Manherz sowie durch das Goethe-Institut Budapest. Ohne diese Hilfe wären wir kaum in der Lage gewesen, eine solche Veranstaltung auf angemessene Weise zu bestreiten.

Als wir uns im Deutschen Seminar - noch unter dem Einfluß der Todesnachricht und in tiefer Betroffenheit - entschlossen, dem Andenken von Prof. Juhász eine wissenschaftliche Konferenz zu widmen, konnten wir noch nicht ahnen, daß wir bei diesem Anlaß auch zweier weiterer Kollegen zu gedenken haben, deren plötzlicher Tod für dieses Seminar, ja für die ungarische Germanistik gleicherweise ein schwerer Verlust ist, Prof. Miklós Salyámosy und Dr. Judit Györi. Wenn wir uns heute und morgen mit wissenschaftlichen Fragen auseinandersetzen,

die das Arbeitsgebiet von Prof. Juhász waren, so wollen wir uns zugleich dieser beiden Kollegen und verdienstvollen Vertreter der germanistischen Literaturwissenschaft in Ungarn erinnern.

Meine Damen und Herren!

"Von der Schulgrammatik zur allgemeinen Sprachwissenschaft" heißt das Thema unserer Tagung, doch wäre die umgekehrte Reihenfolge - Von der allgemeinen Sprachwissenschaft zur Schulgrammatik - ebenso angebracht gewesen, insofern, als es bei der Durchdringung dieses Themas in keinem Fall um eine lineare Abfolge gehen kann, sondern jeweils von einer gegenseitigen Wechselbeziehung auszugehen ist: Insonderheit hat darauf János Juhász in Vorlesungen, Vorträgen und Publikationen stets nachdrücklich verwiesen und seine gesamte wissenschaftliche und Lehrtätigkeit im Einklang mit diesem Prinzip gestaltet.

Dennoch schien uns die Formulierung "Von der Schulgrammatik ..." zutreffender, da sie nicht nur das breite Spektrum der Lehr- und Forschungstätigkeit von Prof. Juhász anspricht, sondern zugleich seinen Werdegang, seine wissenschaftliche Entwicklung nachzuzeichnen vermag: Von der 1. Ausgabe des Übungsbuches "Richtiges Deutsch", (1968), über "Probleme der Interferenz", (1970), bis zum Sammelband "Die sprachliche Norm" (1985).

Als ich mir darüber Gedanken machte, wie wohl diese Tagung am ehesten auf angemessene Weise zu eröffnen wäre, zog ich die verschiedensten Alternativen in Erwägung. Ich könnte aus persönlichem Blickwinkel die rund 20 Jahre in Erinnerung rufen, die ich mit János Juhász am Deutschen Seminar verbracht habe, ich könnte sogar noch weiter zurückgreifen auf die Jahre meines Studiums, als Herr Juhász mit unglaublicher Energie und Zielstrebigkeit, letzten Endes als Einzelgänger, sein Betätigungsfeld, jenes Fach auf- und auszubauen begann, das dann als Hauptkolleg den Namen trug: Das System der deutschen Gegenwartssprache, und das ihm zugleich den Anschluß an die internationale Germanistik ermöglichte.

Eine andere Möglichkeit wäre es, eine knappe Biographie aufzuzeichnen, von seiner harten Jugend an, begleitet von fast ununterbrochener Krankheit, mit Höhen und Tiefen in seinem persönlichen Leben, mit beruflichen Erfolgen und Mißerfolgen. Der Anerkennung durch Auszeichnungen folgte das Scheitern bedeutender wissenschaftlicher Vorhaben, wodurch seine Arbeitskraft zwar beeinträchtigt, seine menschliche Integrität und sein rastloser Geist bis in die letzten Monate seines Lebens jedoch niemals in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Vom Persönlichen zum Sachlichen kommend könnte ich auch den Versuch wagen, eine Art Bilanz seines geistigen Vermächtnisses zu ziehen, eine Bilanz dessen, was ich persönlich und mit mir alle seine ehemaligen Studenten, wo immer sie tätig sind, von ihm gelernt haben. Diese Bilanz würde mit Sicherheit sehr viele und vielartige Posten enthalten. Ein ganz wichtiger wäre dabei die methodologische Konsequenz und Strenge bei jeder wissenschaftlichen Arbeit. Ein anderer, nicht weniger bedeutsamer wäre die Spezifik der Betrachtungsweise einer Sprache aus der Sicht des Nichtmuttersprachlers und für Zwecke des Fremdsprachenerwerbs. Hinzu käme ferner die Bewußtmachung und Akzentuierung der Gefahr einer Hypostasierung der Sprache als System, die Bewußtmachung der gesellschaftlichen Bedingtheit sprachlicher Entwicklung. Man müßte aber unbedingt auch erwähnen, daß János Juhász in Ungarn einer der ersten gewesen sein dürfte, die die wissenschaftliche Leistung der Prager Linguistischen Schule ins rechte Licht gerückt und ihre Ergebnisse in ihre eigene Forschungstätigkeit integriert haben. Die Auffassung von der dynamischen Synchronie und das Zentrum-Peripherie-Modell sind integrale Bestandteile seiner Sprachbetrachtung geworden. Und der letzte bedeutende Posten dieser Bilanz müßten die Arbeiten zu Fragen der sprachlichen Norm sein, über die er behauptete, im Grunde genommen gebe es kein Gebiet der Sprachwissenschaft, welches sich nicht mit Normfragen auseinandersetzen müßte.

Jeder von seinen ehemaligen Studenten verfügt über persönliche Erinnerungen an Vorlesungen von suggestiver Kraft, an eindrucksvolle und überzeugende Argumentationen in Diskussionen und nicht zuletzt an harte Prüfungen, an strenge, doch stets konstruktive und sachliche Kritik - ob im Zusammenhang mit Seminar-, Diplom- oder Promotionsarbeiten. Und es sind wohl auch nicht wenige unter uns, die sich an Spezialseminare in den 70er Jahren erinnern, an Seminare mit lebhaften Auseinandersetzungen über Valenztheorie, Dependenzgrammatik, funktionale Sprachbetrachtung und vieles andere.

Als Ergebnis dieser Überlegungen bin ich schließlich zur Konklusion und der Überzeugung gekommen, welche Alternative ich auch wählen würde, sie könnte nur ein notdürftiges Surrogat sein und ein einseitiges - wenn nicht verzerrtes - Bild vermitteln. Daher habe ich mich schließlich für die denkbar einfachste Lösung entschieden, die jedoch der Persönlichkeit und dem Andenken des Verstorbenen am ehesten gerecht wird. Ich kann nur hoffen, daß Sie mit mir die Ansicht teilen: Diese Tagung an und für sich, allein durch ihr Zustandekommen, durch die Zusagen der eingeladenen namhaften Germanisten und das Erscheinen so zahlreicher Zuhörer zeigt, welchen Stellenwert das Leben und Schaffen von János Juhász an diesem Lehrstuhl und in der Germanistik Ungarns einnimmt und noch lange Zeit einnehmen wird. Im besonderen dürfte dies auch deutlich werden durch die Tatsache, das unter den

Referenten auch seine Schüler vertreten sind - als bester Beweis dafür, daß János Juhász auf unserem Fachgebiet Schule gemacht hat, wenn auch nicht unbedingt im klassischen Sinn des Wortes.

Wenn wir in intensivem Gedanken- und Meinungs austausch die Tagung zu einem erfolgreichen Abschluß führen und die Vorträge in einem Sammelband veröffentlichen können, haben wir, so meine ich, János Juhász ein würdiges Denkmal gesetzt.

In diesem Sinne darf ich die Konferenz hiermit eröffnen und uns allen erfolgreiche Arbeit wünschen.

## DAS SPIEL MIT DER SPRACHNORM

Das Thema des Symposions, mit dem die Universität Budapest Herrn Juhász ehrt, heißt "Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft": zwei im Hochschulalltag nicht selbstverständliche Begriffe werden miteinander verbunden und bekommen durch die Präpositionen "von" und "zu" den drive einer Entwicklungsbeziehung. Beide Eckpfeiler kennzeichnen das Lebenswerk unseres Kollegen, und sie lösen in ihrer weiten Spannung, so wie er es stets als Diskussionspartner vermochte, lange Assoziationsketten dichotomisch aufeinander bezogener Begriffspaare aus. Man denkt an die Grammatiktheorie und die angewandte Sprachwissenschaft, an die wechselseitige Abhängigkeit von Schule und Universität, an die diachrone Dimension und an die Synchronie des heute beschreibbaren Sprachschnitts, an die geschriebenen und gesprochenen Varianten, an die bald förderlichen, bald aber auch hemmenden Nachbardisziplinen Sozialwissenschaften und Psychologie, an die Situation der Germanistik innerhalb und außerhalb des deutschen Sprachgebietes. Mit all diesen Stichworten kann man den Begriff der Norm in Frage stellen und umkreisen. Er ist stets als pulsierende Mitte und Ausgangspunkt der text- und sprachwissenschaftlichen Forschung zu suchen und in seiner schillernden Wandelbarkeit nicht leicht zu finden und festzulegen.

Wenn schon die Bestimmung der Sprachnorm schwierig ist, so dürfte dies immer noch leichter sein, als auch nur einen geschriebenen oder gesprochenen Text zu finden, der ihrer möglichst exakt gehaltenen weiten oder eingeschränkten Definition entspricht.

Die Sprachnorm wird durch ein Regelsystem bestimmt, das in idealisierter Form aus gesprochenen und vor allem geschriebenen Texten entwickelt wird, um den Verständlichkeitsbereich der Kommunikation im gesamten Einzugsgebiet der Sprache allgemein zu halten, um also eine Metaebene zu schaffen, die über den regionalen, sozialen, individuellen, gruppen- und fachspezifischen Besonderheiten liegt und die Kohärenz der Sprachgemeinschaft im Lesen, Schreiben, Reden und Verstehen gewährleistet und festigt. 1) Der allgemein übliche Gebrauch der sprachlichen Mittel wird mithilfe von Regeln geordnet, als deren Quelle man lange Zeit nur die Texte der Verwaltung - man denke an die Diskussion über die einflußreiche

Wirksamkeit der Kanzleien -, der Literatur und der Wissenschaft angesehen hat, während jetzt die Medien und die Fachsprachen hinzugekommen sind. Beispieltex-te bestimmen die Lektüre und die Schreiberziehung in den Schulen. Die Vorgaben für die Einhaltung der Norm können von einer Instanz erarbeitet und als verbindlich gesetzt werden: als Grundlage für den Schulunterricht. Längst nicht alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft erreichen die Fertigkeit, die Regeln der Norm zu beherrschen: Sie tun das passiv im Bereich der Rezeption natürlich viel eher als aktiv bei der eigenen Sprachproduktion und schriftlich, dank der in diesem Medium gegebenen Korrekturmöglichkeiten, eher als im spontanen Gespräch, bei dem die außersprachliche Situation Verbalisierungen ersetzen kann, so daß neben dem individuellen Sprechduktus die Texte nie die Norm einhalten, selbst die von geübten Sprechern, auch den Linguisten nicht.

Für das gesamte deutsche Sprachgebiet haben wir keine staatliche Institution, die Sprachregeln erläßt und Sanktionen einleitet, wenn diese verletzt werden, wie das in Frankreich durchaus üblich ist. Es gibt lediglich für den schmalen Sektor der technischen Fachsprachen den Deutschen Normenausschuß, der neue Termini schafft, festlegt und sie in das internationale Konzept einpaßt. Als bindendes, freiwillig angestrebtes Normierungsverfahren ist auch die Gepflogenheit von Wirtschaftsunternehmen zu nennen, die ihre artifiziellen Produktnamen beim Deutschen Patentamt anmelden und für sie einen Rechts- und Urheberschutz erwirken, um den neuen Begriff zu sichern und sich die Möglichkeit der analogen Reihenbildung zu eröffnen, wie das etwa die Firma Henkel getan hat mit Persil, Perwoll, Sil, Silan. Hier werden Wörter wie ein Firmeneigentum behandelt; denn ihre Entstehung ist als Auftrag vergeben und bezahlt worden.

Das Bibliographische Institut, das in weiten Kreisen für eine normensetzende Instanz gehalten wird, trägt zwar eine Firmenbezeichnung, die einen fast universitären Klang hat. Aber es ist ein privates Verlagshaus, das zwar mit seiner weit verbreiteten zehnbändigen Duden-Reihe normenstützende und -stabilisierende Empfehlungen gibt, aber kein verbindliches Reglement aufstellt oder gar bei Regelverstößen Sanktionen einleitet wie die Academie Francaise. Das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim tut dies ebenfalls nicht. Auch ihm wird diese Absicht fälschlicherweise oft unterstellt.

Die Beobachtung des schriftlichen und mündlichen Sprachgebrauchs, die Auswertung der linguistischen Literatur durch ein wissenschaftlich ausgewiesenes Kollegium, die Sammlung und Pflege der breit eingehenden Anfragen zu Zweifeln und Unsicherheiten im Sprachgebrauch bilden die Basis für die Duden-Empfehlungen. Trotzdem lassen sich in vielen Punkten keine fixierten Entscheidungen im Sinn der exakten Mathematik

treffen. Die Sprache ist stets im Fluß; und gerade dieses Charakteristikum der lebendigen Veränderlichkeit widerstrebt den festen und starren Normsetzungen.

Die Regelungen können alle sprachlichen Aspekte betreffen, die man beschreiben und analysieren kann: Die Orthoepie, also die Sprechrichtigkeit, die Orthographie, die Morphologie, die Wortbildung, die Syntax, die Lexikologie, die Semantik, die Pragmatik, die Stilistik, die Rhetorik und alle die Gebiete, auf denen sich die eben genannten Bereiche berühren oder in kaum trennbarer Weise überschneiden. Aufgrund dieser breiten Streuung hat das findige Bibliographische Institut seine 10 Dudenbände konzipiert, wobei die Profile der Einzelbände nach den Gesichtspunkten des populärwissenschaftlichen Interesses und der Verkaufsmöglichkeit geformt sind und sich deshalb von meiner soeben gegebenen Einteilung unterscheiden.

Herr Juhász hat also mit seiner Feststellung, alle linguistische Forschung involviere stets eine Norm, vollkommen recht. Das ist uns oft nicht bewußt, vor allem dann nicht, wenn die Texte, auf denen linguistische Forschungen beruhen, der Gegenwart angehören, also von der Sprechwirklichkeit umgeben sind, die von unserem schwer beschreibbaren, aber oft untrüglichen Sprachgefühl gestützt wird, das instinktiv die stilistische, pragmatische und semantische Konvention zu treffen vermag. Zur Beurteilung historischer Texte fehlt uns diese Sicherheit. Linguistische Fachtexte können im allgemeinen mit einer muttersprachlich sensiblen und, was die Rezeption der überindividuellen Regelhaftigkeit betrifft, homogenen Adressatenschaft rechnen.

Hilfloser und unsicherer, weil meist auf sich allein gestellt, fühlt sich der Linguist im Umgang mit historischen Texten, von denen ihn nicht nur die Zeit trennt, sondern zwischen dem Autor und dem Leser stehen der Schreiber oder Drucker, möglicherweise ein Bearbeiter und ein Herausgeber. Oft beeinflußt uns der seit dem Sprachunterricht der Schulzeit internalisierte Normbegriff, so daß die Gefahr besteht, diese Texte zu modernisieren, weil man sie in eine ihnen nicht gemäße Form bringt.

Wir wissen heute nicht mehr, wie das Alt- oder Mittelhochdeutsche ausgesprochen worden sind und wie ihre vorgetragenen Epen und Lieder geklungen haben. Die Aussprache der Diphthonge und einzelner Konsonantenverbindungen ist uns unbekannt. Wir können in der Graphematik zwar feststellen, daß sich die vokalische Volltonigkeit der althochdeutschen Endsilben auf dem Wege zum Mittelhochdeutschen abgeschwächt hat. Aber wir wissen nichts über den Vollzug oder Ablauf des phonetischen Wandels, also welche Zwischenstadien es gegeben haben mag, bis sich die neue Norm durchgesetzt hat und Konvention geworden ist.

Das Fehlen der heute üblichen lese- und verständnis-  
leichternden Interpunktion führt in der Rezeption mittelal-  
terlicher Texte zu Deutungsschwankungen syntaktischer Bezüge.  
Dabei kann es zu folgenschweren Interpretations- und sogar  
Datierungsdifferenzen kommen, wie etwa das bekannte Beispiel  
vom Kreuzlied Hartmanns von Aue zeigt. Dort ändert sich der  
Inhalt durch die Position eines Kommas entscheidend:

I, MS 218,19 und lebte min her Salatin und al sin her,  
dienbraehten mich von Vranken niemer einen  
fuoz.

II, und lebte min herre, Salatin und al sin her  
dienbraehten mich von Vranken niemer einen  
fuoz.2)

In der ersten Fassung würden selbst der Sultan Saladin und  
sein Herr, falls sie noch existent wären, Hartmann nicht zum  
Kreuzzug locken; während in der zweiten Variante die Absage  
an den Kreuzzug zu Lebzeiten des Lehnsherrn Hartmanns sicher  
gewesen wäre. Die beiden Alternativen haben lebhaftige und  
lange altgermanistische Deutungsturbulenzen ausgelöst.- Aber  
auch in einer uns allgemein eingängig erscheinenden Dichtung  
wie dem Nibelungenlied begegnen uns andere Textstrukturen,  
als wir sie heute als stilistische Norm ansehen. So gibt es  
dort statt der geläufigen Abfolge von Thema und Rhema im Satz  
oft die umgekehrte Reihung. Man bringt also erst das Neue,  
bisher noch nicht Genannte, und weist dann auf das schon  
mehrmals Erwähnte hin. Und beim Studium früher Prosatexte -  
beispielsweise mittelhochdeutsche Predigten - läßt uns die  
noch nicht auf das Ende fixierte Position des finiten Verbs  
im Nebensatz, wie wir sie heute kennen, sehr oft schwanke,  
ob wir es mit einem komplexen Satzgefüge zu tun haben oder  
mit einer Reihung einfacher Sätze. Jede Entscheidung ver-  
lagert das semantische Gewicht und verändert das Verständnis,  
manchmal in weittragender Weise. Hierbei ist es schwierig,  
Möglichkeiten zu entwickeln, welche die Wahrheit des Textes  
für weitere Arbeiten sichern. Die von den Herausgebern oft  
auf die historischen Texte übertragene heutige Interpunktion  
ist zwar als Lesehilfe gedacht, aber sie öffnet den Text  
einem Vorverständnis, das nicht der auktorialen Absicht zu  
entsprechen braucht.

Jeder von uns kennt die Schwierigkeiten, in einem histo-  
rischen Text ein Wort, das sonst kaum belegt ist - wie etwa  
der berühmte "billich" in Gottfrieds Tristan - semantisch und  
stilistisch zu bestimmen.<sup>3)</sup> Die Normen der historischen  
Pragmatik und Stilistik - auch für die Gegenwartssprache mehr  
beredet als erforscht - dürften in ihrer sozialgebundenen  
initialen und finalen Funktion bisher wohl nur mit unzureichendem  
Instrumentarium angegangen worden sein.

So ist, wie die wenigen Beispiele schon zeigen, für die historischen Sprachstufen, deren Sprechwirklichkeit wir nicht und deren Schreibgepflogenheiten wir wegen des zufälligen Auswahlprinzips der Überlieferung nur lückenhaft kennen, eine Rekonstruktion der Sprachrealität und damit eine Vorstellung von der damals üblichen Norm mündlicher und schriftlicher Kommunikation in ihrer situativen Anwendung kaum möglich, ganz gleich, wie groß die Grundlage der schriftlichen Zeugnisse ist. Die wenigen erhaltenen Denkmäler der frühesten Zeit schränken unsere Kenntnisse auf den engen Winkel sehr spezieller Varianten ein und die im Laufe der Zeit wachsende Textsortenvielfalt fächert den Variantenbegriff bis zur Unübersichtlichkeit auf und führt gleichfalls zu keinem erhellenden Ergebnis.

Der Weg, der aus dem Dschungel bisher herausgeführt hat, wurde von Herrn Juhász kritisch und richtig erkannt: es ist die radikale Vereinfachung mit zwei Spielarten: entweder man beseitigt alle Varianten, indem man eine bestimmte Norm fordert und festlegt. Damit schafft man ein Dogma, das mit seiner unfehlbaren Dominanz die sprachliche Kreativität erstickt.

Oder aber man kapituliert auf die entgegengesetzte Weise und erlaubt alles; dann öffnet man dem willkürlichen Sprachgebrauch Tür und Tor und stellt die sprachkulturelle Identität in Frage. Was also tun?

Wolfram von Eschenbach würde angesichts von Lenkungsskylla und Beliebigkeitscharybdis seinem Helden Parzival namens-etymologisch befehlen: "recht enntitten durch!"

Aus meinen Erfahrungen und Beobachtungen habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Normendebatte seit Jahren von den gewiß wichtigen und respektablen Bemühungen um die Rechtschreibereform dominiert und damit auf das Format eines technischen Problems reduziert wird. Die Normendiskussion, die den Text als Grundlage unseres Faches fragwürdig im Wortverstand macht, ist sehr viel bedeutsamer, aber sie steht weniger im Licht der fachlichen und außerfachlichen Aufmerksamkeit. Wegen der vordergründigen, weil immer wieder publizistisch aufgeputzten Orthographiedebatte scheint mir der Begriff der Sprachnorm heute sehr viel mehr mit dem Gebot oder Verbot einer Regelung - also mit der roten Tinte am Heftrand - verbunden zu sein als mit der grundsätzlichen Diskussion um die Gestalt der Textgrundlage, von der unsere ganze Arbeit in der Literatur- und Sprachwissenschaft auszugehen hat.

Ich möchte deshalb diesem Eindruck negativer Restriktion, der sogar schon dazu geführt hat, Sprachnorm durch den neueren Begriff Sprachkultur zu ersetzen, ohne daß man allerdings klipp und klar sagen kann, was damit gemeint ist, einige

Beobachtungen gegenüberstellen, die zeigen, wie anonyme und prominente Sprachteilhaber kreativ und witzig mit der Norm zu spielen vermögen und sie mit der Parodie als Gerüst des Sprachsystems respektieren.

Vor ein paar Tagen erschien in den Ruhr-Nachrichten die Würdigung eines regional bekannten und beliebten Fußballspielers, der seinen 50. Geburtstag feierte. Am Ende seiner mit vielen Preisen und Erfolgen geschmückten Vita, wurde als Besonderheit hervorgehoben, daß er der erste Spieler gewesen sei, den der Schiedsrichter wegen einer grammatikalischen Verfehlung vom Platz gewiesen habe. Dieser hatte nämlich unserem Jubilar wegen eines Regelverstosßes streng zugerufen: "Ich verwarne Ihnen", worauf der Getadelte schlagfertig zurückrief "Ich danke Sie". Kürzer kann ein auf beiden Seiten normwidriger Wortwechsel mit den Folgen einer Sprechhandlung nicht sein. Die rasche und blitzgescheite Entgegnung des Spielers setzt die eine syntaktische Besonderheit in der gesprochenen Sprache des Ruhrgebiets, nämlich den Dativ statt des Akkusativs zu gebrauchen, mit drei Wörtern matt, die in umgekehrter Weise, ebenfalls ruhrgebietspezifisch, einem Verb, das den Dativ fordert, den Akkusativ hinzufügt. Die enge Zusammenrückung der beiden Normverstöße gegenüber der Standardsprache machen den grammatischen Fehler des Schiedsrichters den Zuschauern erst bewußt, die in schallendes Gelächter ausbrechen und mit dieser öffentlichen Reaktion Ehre und Ansehen des Unparteilichen herabsetzen: deshalb die richterliche Entscheidung des Spielfeldverweises. Sozio-, Psycho-, Pragma- und Dialoglinguistik kann man interdisziplinär kaum an einem kürzeren Beispiel zusammenführen. In nuce zeigt sich hier die Problematik von gesprochener und geschriebener Norm. Denn es würden im Ruhrgebiet vermutlich die meisten an dieser Szene Beteiligten auch den falschen Kasus beim Sprechen gebrauchen. Doch sie haben dank ihrer Schulbildung und des Umgangs mit den Druckmedien die Standardsprache als Vorwissen im Kopf und können deshalb die Diskrepanz erkennen und lachen.- In ähnlicher Weise sind die sprachpflegerischen Überschriften konstruiert: "Rettet dem Dativ!" und "Man gewöhnt sich an allem, auch am Dativ!"

Ein anderes Beispiel betrifft die Analogie, die seit der Antike ein oft befolgtes Prinzip ist, um Normen zu entwickeln. Es handelt sich um den folgenden kurzen Witz: "Abraham sagt zu Bebraham: Kann ich mal Dein Zebra ham?" Nach der A-B-C-Folge des Alphabets werden analog zu dem Namen Abraham mit den nächsten beiden Buchstaben B und C zwei nicht existente Namen gebildet, deren Absurdität sich beim Übergang von dem fiktiven "Bebraham" zum konkreten "Cebra ham" steigert, weil es sich hier um das nicht mit C beginnende schwarz-weiß gestreifte Tier und die mundartlich zu "ham" kontrahierte Form von haben handelt. Realer Name, abstrakte Phantasiebildung und das Homonym aus zwei Wörtern führen die Analogiebildung ad absurdum.

Das Spiel mit den Homonymen erfreut sich besonderer Beliebtheit: "Ich kann Dich zwar zum Schokoladenladen laden, doch kann ich nicht mit Dir in Baden-Baden baden." Oder man denke an das Schnaderlhüpfel: "Ob er aber über Oberammergau, oder aber über Unterammergau oder überhaupt nicht kommt, ist nicht gewiß." Hier wird mit Konjunktionen, Präpositionen und Präfixen, die das gleiche Konsonantengerüst haben, aber sich im Stammvokal unterscheiden, gespielt.

Homonyme sind mit ihrem Gleichklang der Lautung und der Unterschiedlichkeit ihrer Bedeutung die Grundlage der beliebten Teekesselspiele: z. B. "Rain, Rhein, rein". Das gilt auch für die Mehrdeutigkeit eines Wortes, das sich in einzelne Homonyme spaltet: Birne: Glühbirne - Frucht - Spitzname für Kanzler Kohl. Dazu gehört auch das umgekehrte Verfahren, wenn man den angeblichen Gleichklang versucht, im Schriftbild analog zu gestalten, so daß bizarre, weil unmögliche Formen entstehen:

Der Lurch von Limosch (!)  
Ein Knabe fing unweit Limoges  
mitten im Wald einen Froges,  
und den steckte er nett  
seiner Schwester ins Bett.  
Weshalb ihn sein Vater verdrog.4)

Die Norm der Orthographie wird dann gern durchbrochen, wenn man auf sie hinweisen will oder wenn man ihr eine zusätzliche Bedeutung beimessen möchte:

"Niehda mid des rechtschreibunk!"5)  
"Odografi is drifial!"6)  
"Alle warten nur darauf, daß man etwas faltsch macht."7)

Die Bedeutungsdimension macht sich die Werbung zu eigen; sie setzt die Graphie als Graphik ein:

"Grantiiiiiiiiiiiiiiiiiiiie  
(Wir haben sie verlängert, und zwar deutlich)"8)

In Kinderspielen wird gern mit der Sprache experimentiert und ihre Norm auf die Probe gestellt, wobei man die Sprache als Sinnbaukasten benutzt. Man sucht nach Wörtern, die man vorwärts und rückwärts lesen kann: Regal-Lager; oder die einen neuen Sinn ergeben, wenn der erste Buchstabe wegfällt wie *Trost-Rost*, oder der letzte wie *Wiesel-Wiese*. Ja, man hat sogar einen ganzen Satz konstruiert, der von beiden Seiten, also von links nach rechts und umgekehrt von rechts nach links gelesen werden kann. Daß die grammatische Richtigkeit einen unsinnigen Inhalt faßt, macht den besonderen Witz aus: "Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie". Natürlich muß man

Beobachtungen gegenüberstellen, die zeigen, wie anonyme und prominente Sprachteilhaber kreativ und witzig mit der Norm zu spielen vermögen und sie mit der Parodie als Gerüst des Sprachsystems respektieren.

Vor ein paar Tagen erschien in den Ruhr-Nachrichten die Würdigung eines regional bekannten und beliebten Fußballspielers, der seinen 50. Geburtstag feierte. Am Ende seiner mit vielen Preisen und Erfolgen geschmückten Vita, wurde als Besonderheit hervorgehoben, daß er der erste Spieler gewesen sei, den der Schiedsrichter wegen einer grammatikalischen Verfehlung vom Platz gewiesen habe. Dieser hatte nämlich unserem Jubilar wegen eines Regelverstöße streng zugerufen: "Ich verwarne Ihnen", worauf der Getadelte schlagfertig zurückrief "Ich danke Sie". Kürzer kann ein auf beiden Seiten normwidriger Wortwechsel mit den Folgen einer Sprechhandlung nicht sein. Die rasche und blitzgescheite Entgegnung des Spielers setzt die eine syntaktische Besonderheit in der gesprochenen Sprache des Ruhrgebiets, nämlich den Dativ statt des Akkusativs zu gebrauchen, mit drei Wörtern matt, die in umgekehrter Weise, ebenfalls ruhrgebietspezifisch, einem Verb, das den Dativ fordert, den Akkusativ hinzufügt. Die enge Zusammenrückung der beiden Normverstöße gegenüber der Standardsprache machen den grammatischen Fehler des Schiedsrichters den Zuschauern erst bewußt, die in schallendes Gelächter ausbrechen und mit dieser öffentlichen Reaktion Ehre und Ansehen des Unparteiischen herabsetzen: deshalb die richterliche Entscheidung des Spielfeldverweises. Sozio-, Psycho-, Pragma- und Dialoglinguistik kann man interdisziplinär kaum an einem kürzeren Beispiel zusammenführen. In nuce zeigt sich hier die Problematik von gesprochener und geschriebener Norm. Denn es würden im Ruhrgebiet vermutlich die meisten an dieser Szene Beteiligten auch den falschen Kasus beim Sprechen gebrauchen. Doch sie haben dank ihrer Schulbildung und des Umgangs mit den Druckmedien die Standardsprache als Vorwissen im Kopf und können deshalb die Diskrepanz erkennen und lachen.- In ähnlicher Weise sind die sprachpflegerischen Überschriften konstruiert: "Rettet dem Dativ!" und "Man gewöhnt sich an allem, auch am Dativ!"

Ein anderes Beispiel betrifft die Analogie, die seit der Antike ein oft befolgtes Prinzip ist, um Normen zu entwickeln. Es handelt sich um den folgenden kurzen Witz: "Abraham sagt zu Bebraham: Kann ich mal Dein Zebra ham?" Nach der A-B-C-Folge des Alphabets werden analog zum Namen Abraham mit den nächsten beiden Buchstaben B und C zwei nicht existente Namen gebildet, deren Absurdität sich beim Übergang von dem fiktiven "Bebraham" zum konkreten "Cebra ham" steigert, weil es sich hier um das nicht mit C beginnende schwarz-weiß gestreifte Tier und die mundartlich zu "ham" kontrahierte Form von haben handelt. Realer Name, abstrakte Phantasiebildung und das Homonym aus zwei Wörtern führen die Analogiebildung ad absurdum.

Das Spiel mit den Homonymen erfreut sich besonderer Beliebtheit: "Ich kann Dich zwar zum Schokoladenladen laden, doch kann ich nicht mit Dir in Baden-Baden baden." Oder man denke an das Schnaderlhüpferl: "Ob er aber über Oberammergau, oder aber über Unterammergau oder überhaupt nicht kommt, ist nicht gewiß." Hier wird mit Konjunktionen, Präpositionen und Präfixen, die das gleiche Konsonantengerüst haben, aber sich im Stammvokal unterscheiden, gespielt.

Homonyme sind mit ihrem Gleichklang der Lautung und der Unterschiedlichkeit ihrer Bedeutung die Grundlage der beliebten Teekesselspiele: z. B. "Rain, Rhein, rein". Das gilt auch für die Mehrdeutigkeit eines Wortes, das sich in einzelne Homonyme spaltet: Birne: Glühbirne - Frucht - Spitzname für Kanzler Kohl. Dazu gehört auch das umgekehrte Verfahren, wenn man den angeblichen Gleichklang versucht, im Schriftbild analog zu gestalten, so daß bizarre, weil unmögliche Formen entstehen:

Der Lurch von Limosch (!)  
Ein Knabe fing unweit Limoges  
mitten im Wald einen Froges,  
und den steckte er nett  
seiner Schwester ins Bett.  
Weshalb ihn sein Vater verdrog.4)

Die Norm der Orthographie wird dann gern durchbrochen, wenn man auf sie hinweisen will oder wenn man ihr eine zusätzliche Bedeutung beimessen möchte:

"Niehda mid dea rechtschreibunk!"5)  
"Odografi is drifial!"6)  
"Alle warten nur darauf, daß man etwas faltsch  
macht."7)

Die Bedeutungsdimension macht sich die Werbung zu eigen; sie setzt die Graphie als Graphik ein:

"Grantiiiiiiiiiiiiiiiiie  
(Wir haben sie verlängert, und zwar deutlich)"8)

In Kinderspielen wird gern mit der Sprache experimentiert und ihre Norm auf die Probe gestellt, wobei man die Sprache als Sinnbaukasten benutzt. Man sucht nach Wörtern, die man vorwärts und rückwärts lesen kann: Regal-Lager; oder die einen neuen Sinn ergeben, wenn der erste Buchstabe wegfällt wie *Tröst-Rost*, oder der letzte wie *Wiesel-Wiese*. Ja, man hat sogar einen ganzen Satz konstruiert, der von beiden Seiten, also von links nach rechts und umgekehrt von rechts nach links gelesen werden kann. Daß die grammatische Richtigkeit einen unsinnigen Inhalt faßt, macht den besonderen Witz aus: "Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie". Natürlich muß man

beim Rückwärtslesen die Wortgrenzen ändern, so wie man das auch bei codierten Texten machen kann und muß. (Omana gelti mest rich kis ten = Oma nagelt im Estrich Kisten; Wie deho pfeil ersin dan ders alra bene ier = Wiedehopfeier sind anders als Rabeneier).9)- Auch das aus den Silbenrätseln bekannte Akrostichon oder Telestichon gehört zu den codierten Mitteilungen; denn man hat die Buchstaben in einer anderen als der gewohnten Schreibfolge - etwa von oben nach unten oder umgekehrt zu lesen.

Das Kind hat Spaß am Experiment mit der Norm oder gegen sie. Dieses Spielinteresse wird mit Recht in der Grundschuldidaktik genutzt. Es ist zweifellos schwer, in das Regelsystem der Sprachgemeinschaft hineinzuwachsen und es zu verstehen. Ich habe selbst beobachten können, wie ein Kind analog zu "laufen, lief, liefen, gelaufen" "kaufen, kief, kiefen, gekaufen" gebildet und die Korrekturen zunächst nicht verstanden hat. Denn die Analogie wurde - ohne jede Kenntnis der antiken Diskussion - hier als Grundlage der Norm genommen.

Der Spaß am Sprachnormenspiel hat sich beim Erwachsenen erhalten. Vielleicht gibt Eugen Roth hierfür eine Erklärung, wenn er sagt:

"Bekanntlich kommt das Kind im Weib  
durch das Gebären aus dem Leib,  
da aber sich das Kind im Mann  
nicht solcherart entfernen kann,  
ist es begreiflich, daß es bleibt  
und ewig in ihm lebt und leibt." 10)

Das bekannte Kinderspiel, den Ortsnamen Bellinzona als Imperativ aufzufassen und zu konjugieren, also ich bell in Zona, du bellst in Zona, er bellt in Zona, hat Christian Morgenstern mit der Deklination des Werwolfs, dessen erster Teil Wer-Mann mit dem Fragepronomen nichts als den gleichen Klang und die gleiche Schreibung gemein hat, zu einem Meisterstück absurder Poesie gestaltet:

Ein Werwolf eines Nachts entwich  
von Weib und Kind, und sich begab  
an eines Dorfschullehrers Grab  
und bat ihn: "Bitte beuge mich!"

Der Dorfschullehrer stieg hinaus  
auf seines Blechschilds Messingknauf  
und sprach zum Wolf, der seine Pfoten  
geduldig kreuzte vor dem Toten:

Der Werwolf, sprach der gute Mann,  
des Weswolfs, Genitiv sodann,  
dem Wenwolf, Dativ wie mans nennt,  
den Wenwolf, damit hats ein End.

Dem Werwolf schmeichelten die Fälle,  
er rollte seine Augenbälle,  
Indessen, bat er, füge doch  
zur Einzahl auch die Mehrzahl noch.

Der Dorfschulmeister aber mußte  
gestehn, daß er von ihr nichts wußte.  
Zwar Wölfe gäbs in großer Schar  
doch "wer" gäbs nur im Singular.

Der Wolf erhob sich tränenblind  
er hatte ja noch Weib und Kind!  
Doch da er kein Gelehrter eben,  
so schied er dankend und ergeben.11)

Morgensterns Galgenlieder sind reich an kreativen Wortspielen: er gesellt dem Klabautermann Klabauterfrau und Klabauterkind 12) hinzu, er erfindet zur Weste die Oste 13) und er schickt Palmström mit einem Herrn von Korf in ein sogenanntes böhmische Dorf.14) Die Erfindung seines Fabeltieres Nasobem, von dem er ausdrücklich sagt, daß es weder im Brehm, Meyer noch im Brockhaus verzeichnet sei, hat vermocht, die Normen des großen, um kulturelle Normensetzung in vielen Haushaltungen bemühten Brockhaus zu korrigieren; denn dieser läßt die Schmach der Ignoranz nicht auf sich sitzen und präsentiert das "Nasobem" als eigenes Lemma.

Wilhelm Busch zeigt einen besonderen Sinn für Probleme der Bedeutungsnormen, indem er mit komplementären Ergänzungen Metaphern auf die Probe stellt. Er schlägt vor, "Lücken" zu schließen und die folgenden Dinge zu erfinden: eine Matratze für das Flußbett, eine Form für den Volksauflauf, Seitenzahlen für das Buch der Natur und einen Blumentopf für die Gesichts- oder Gürtelrose.15)

Im Fremdsprachenunterricht ergeben sich beim Hin- und Herübersetzen täglich Fehler, die auch Normverletzungen sind wie alle regelwidrigen Abweichungen von der durch die Konvention kodifizierten Standardsprache. Sie nehmen an differenzierter Schwierigkeit zu, je weniger sie die Technik der phonetischen, graphematischen und grammatikalischen Richtigkeit betreffen und je stärker sie die phraseologisch stilistische Ebene berühren. Kurt Tucholsky parodiert dies aus seiner Amerikafahrung mit Übersetzungsratschlägen, die er dem englischsprachigen Deutschlandreisenden gibt: "Autotreiber geh an; ich ziehe das Christliche Hospiz vor.- Dies hier ist Ihr Getränkegeld, ist es nicht?"16) Dieses parodistische

Konstrukt ist nicht allzuweit von der Realität entfernt, wenn man an Briefe deutschlernender Ausländer denkt, die Hans-Rüdiger Fluck untersucht hat: "Am letzten werde ich Ihnen eine Frage stellen.- Hier drücke ich meinen Dank aus für Ihre Kümmerung während meines Deutschlandaufenthaltes.- Stehts mit Ihrer Familie gut?"<sup>17</sup>) Die Parodie des Sprachkontaktes und die Realität des Briefes zeigen zwei Varianten der Bedeutung von Spiel: den Spaß am Experiment und die tastende Unsicherheit in einer fremden Dimension, die als Spielraum erfahren wird.

Die hier zusammengestellten Beispiele geben nur einen kurzen Einblick in die große Fülle einer eigenständigen Textgattung, die sich unter verschiedenartigen Gesichtspunkten beobachten läßt. Für die Diskussion des Normenbegriffes zeigt sich eine erstaunliche Kreativität, die zunächst eine Distanz zur Regelhaftigkeit schafft, indem sie bewußt die Norm verläßt. Dadurch entsteht zur verletzten Form die Diskrepanz, in der eine wider- oder unsinnige Bedeutung neben die ursprüngliche Sinngabe tritt. Das damit entstehende und beliebte Spielfeld zeigt den weiten Einzugsbereich der Normen ebenso wie auch die Möglichkeit, durch bewußte Normverletzungen, sprachliche Gesetzmäßigkeiten zu entdecken oder über sie neu nachzudenken.

- 1) Althaus, Hans Peter; Henne, Helmut; Wiegand, Ernst Herbert (Hrsg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, 2. Aufl. 1980, S. 179, 364f, 508, 788.
  - Besch, Werner; Reichmann, Oskar; Sonderegger, Stefan (Hrsg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin/New York 1985, 2. Halbband, S. 281f, 1453, 1459, 1462, 2002.
  - Lewandowski, Theodor, Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg/Wiesbaden, 5. Aufl. 1990, Bd. 3, S. 1037f.
- 2) Des Minnesangs Frühling, unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moritz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren. Stuttgart 1977, I Texte, S. 428 (218,19); Kommentare zu "Des Minnesangs Frühling" III/1, Stuttgart, 1981, S. 430; III/2, Stuttgart 1981, S. 516ff.
- 3) Gottfried von Straßburg, Tristan und Isold. Hrsg. v. Friedrich Ranke, 10. unveränderte Aufl. Berlin/Zürich/Dublin 1966, V 9370.
- 4) Weller, Rainer, Sprachspiele (=Arbeitshefte für den Unterricht). Stuttgart 1977, S. 27.

- 5) Dittgen, Andrea Maria, Regeln für Abweichungen, Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln. Bern/New York/Paris, Nr. 5).
- 6) ebd. Nr. 6)
- 7) ebd. Nr. 76)
- 8) ebd. Nr. 69)
- 9) Weller (s. Anm. 4), S. 26.
- 10) Roth, Eugen, Der Wunderdoktor, Heitere Verse. Weimar 1941, S. 85.
- 11) Morgenstern, Christian, Alle Galgenlieder. Berlin 1932, S. 86.
- 12) ebd. S. 265
- 13) ebd. S. 247
- 14) ebd. S. 102
- 15) Weller (s. Anm. 4), S. 40.
- 16) ebd. S. 46
- 17) Fluck, Hans-Rüdiger, "Stehts mit Ihrer Familie gut?" Anmerkungen zum Stil deutschsprachiger Briefe von Chinesen und zur Notwendigkeit einer kontrastiven DaF-Stilistik, in: Dialog, FS für Siegfried Grosse, hrsg. v.G. Rickheit und S.Wichter. Tübingen 1990, S. 235ff.



### WIE NOTWENDIG IST DIE NORM?

Wenn man danach fragt, wie notwendig die Norm ist, dann wird ein Teil der so Angesprochenen diese Formulierung der Frage für eine Vorwegnahme der Antwort halten, daß die Norm eigentlich nicht so notwendig ist. Andere werden denken, es handelt sich um eine rhetorische Frage: Natürlich ist die Norm notwendig; dies in Frage zu stellen, macht keinen Sinn; also könnte die Frage ein Aufhänger für Antworten ganz anderer Art sein.

Ein dritter Verstehenshintergrund könnte dadurch aufgebaut werden, daß man eine analytische Haltung einnimmt: Was muß man bedenken, wenn man die Frage beantworten will? Wie kann man sie zerlegen? Ähnlich wie nach der Notwendigkeit der Norm können wir fragen: Wie notwendig ist technischer Fortschritt? Oder: Wie notwendig brauchen wir Frieden? Anschließende Fragen wären dann beispielsweise: Wozu brauchen wir Fortschritt und Frieden? Unter welchen Bedingungen könnten wir auf Fortschritt und Frieden verzichten? Können wir es überhaupt? Genauso können wir fragen: Wozu brauchen wir die Norm?

Die scheinbar naheliegende Antwort dürfte lauten: Wenn die Kommunizierenden ihre Äußerungen und Texte nicht mit einem bestimmten Maß an grundlegender Ähnlichkeit produzieren würden und wenn diese Ähnlichkeit nicht Inhalt von Erfahrung und Wissen der Individuen und Gegenstand der Fixierung durch die Gemeinschaft wäre, dann wäre keine Verständigung untereinander möglich. Das Erreichen von Verständigung also als wesentlicher Zweck der Norm oder zumindest als ein Zweck. Wir alle wissen jedoch, daß Verständigung oft auf einem recht niedrigen Niveau von Normeinhaltung oder Normübereinstimmung möglich ist. Wir verstehen - mehr oder weniger - das Kind, den Mundartsprecher, den Ausländer, den Kranken, den Erschöpften, den Erregten. Andererseits verstehen wir den Spezialisten unter Umständen auch dann nicht, wenn er sich einer einwandfreien Sprache bedient. Verständigung allein rechtfertigt also noch nicht die Norm. Oder: Wenn Verständigung der Haupt- oder der alleinige Zweck wäre, wäre nur ein bestimmtes Maß an Norm notwendig. Verlangt wird aber auf jeden Fall mehr. Warum?

Norm - und die mit ihrer Hilfe erreichbare Ähnlichkeit - ist offensichtlich auch notwendig, damit die Kommunizierenden erkennen, daß und wie weit jeder von ihnen einer Erfahrungsgemeinschaft angehört, die sich im Gebrauch der gleichen Sprache oder einer bestimmten gleichen Redeweise ausdrückt. Insofern hat die Norm eine identifikative und unter Umständen auch eine ausgrenzende Funktion. Wer eine Norm beherrscht und einhält, der gehört einer bestimmten Gruppe an, teilt deren Erfahrungshintergrund und gibt dies zu erkennen. Wer eine Norm nicht beherrscht, steht außerhalb einer Gruppe. Wer sie beherrscht und nicht einhält, stellt sich außerhalb der Gruppe.

Das Problem ist nun, daß beide Funktionen oder Zwecke von Norm an durchaus unterschiedlichen Eigenschaften der Äußerungen und Text festzumachen sind, daß die Zwecke in unterschiedlichen Zusammenhängen relevant werden können und daß demzufolge die Motivationen der Kommunizierenden, sich an Normen zu halten, divergieren können. Mehr noch: Verständigung hängt - von jenen Eigenschaften einmal abgesehen, die es ermöglichen, daß sprachliche Einheiten überhaupt identifiziert werden können - davon ab, daß Inhalte benannt werden, daß Relationen ausreichend differenziert dargestellt werden und daß bestimmte Grade von Komplexität hergestellt werden. Verständigung hängt davon ab, daß die kommunizierenden Individuen all dies etwa in gleicher Weise können, so daß sie immer auch in der Lage sind, Gesagtes oder Geschriebenes nach einem Programm zu verarbeiten, das ihnen Wege zum gemeinten Inhalt eröffnet. Der identifikative Zweck der Norm hängt dagegen sehr viel mehr an Aussprache- und orthographischen Varianten, an bestimmten morphologischen und syntaktischen Eigenschaften, an Wortwahlen und Varietätenwahlen. Beides überschneidet sich nur teilweise. Gegenstand von Normierungsversuchen und Normkonflikten sind vornehmlich die zuletzt genannten Eigenschaften. Vielleicht also handelt es sich gar nicht beide Male um Normen? Ich erinnere etwa an die Versuche, zwischen Norm und Regel zu unterscheiden. Oder aber es handelt sich wenigstens um Normen ganz verschiedener Art, deren eine Art die (grammatische) Richtigkeit garantiert, während andere Arten Verständlichkeit, Angemessenheit und unter Umständen auch ästhetische Reize garantieren. (Ich komme darauf noch mehrmals zurück.) Vielleicht werden hier auch Begründungszusammenhänge unzulässigerweise miteinander vermischt. Jedenfalls sind Normen in dem einen Fall "notwendiger" als in dem anderen: (Bloße) Verständigung erlaubt ein gewisses Maß an Abweichungen, das unter einem bestimmten Blickwinkel auch als Toleranz erscheint; für den, der sich als Sprecher einer Sprache ausweisen will, reduziert sich diese Toleranz, teilweise ganz erheblich. Die Einhaltung der Norm wird notwendiger.

Die Normdiskussion in der Linguistik lebt zu einem beträchtlichen Teil aus der Vermengung unterschiedlicher Begründungs-

zusammenhänge: So wird etwa die Richtigkeit für etwas generell Sekundäres gehalten und die Verwendung der Sprache in der Kommunikation einem einzigen Zweck untergeordnet; ebenso muß es natürlich zu kurz greifen, wenn die Norm und ihre strenge Einhaltung allein aus dem Zweck der Verstärkung abgeleitet werden. Dies motiviert nicht genug und ruft dann irgendwann Kritiker einer zu strengen Norm und Befürworter einer Lockerung auf den Plan. Ihre jeweilige Neubelebung verdankt die Normdiskussion in der Linguistik immer auch der Forderung, daß ein bisher vernachlässigter Begründungszusammenhang nun endlich einmal berücksichtigt werden müsse.

Um so bemerkenswerter ist die Ausgewogenheit, mit der sich János Juhász als Linguist und als Sprachlehrer zu theoretischen und praktischen Aspekten der Norm geäußert hat. Die Beschäftigung mit Normfragen durchzieht gewissermaßen sein Lebenswerk. Immer wieder griff er dieses Thema auf, so daß er einer 1985 in Buchform veröffentlichten Sammlung seiner wichtigsten Artikel aus fünfzehn Jahren zu Recht den Titel "Die sprachliche Norm" geben konnte. Mit einer Reihe empirischer Untersuchungen trug er zur Verbesserung der praktischen Normbeherrschung bei, insbesondere im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache. Oft war János Juhász mit seinen Gedanken und Anregungen der allgemeinen Diskussion voraus. Immer gelang es ihm, seine Ansichten in einer erstaunlich verständlichen Weise darzustellen.

János Juhász' Positionen zur sprachlichen Norm können wie folgt charakterisiert werden: Die Norm ist für ihn etwas grundsätzlich Notwendiges. Keine Sprachgemeinschaft kann auf Normen und Normierungen verzichten. Normprobleme haben immer eine soziale Dimension; deshalb sei ein systemlinguistischer Normbegriff durch einen soziolinguistischen zu erweitern. Normen stellen immer Idealisierungen dar; daraus erkläre sich ihr Abstand vom tatsächlichen Sprachgebrauch. Die Idealisierungen selbst sind in sich differenziert. Es handelt sich um verschiedene Arten von Idealisierungen in bezug auf verschiedene Gruppen von Sprechern. - Diese Positionen machten es ihm möglich, die Kontinuität gegenüber der linguistischen Tradition zu unterstreichen und gleichzeitig aufgeschlossen gegenüber neuen Gedanken zu sein. Seine praxisorientierten Arbeiten waren von drei Überzeugungen geprägt: (1) Den Linguisten erkannte er eine wichtige Verantwortung bei der Normierung zu. (2) Die berechtigte Kritik an der Sprachpflege vergangener Zeiten versperrte ihm nicht den Blick dafür, daß Sprachpflege auch wissenschaftlich begründet sein kann. (3) Immer wieder bemühte er sich um einen Ausgleich zwischen verschiedenen Richtungen und Ansätzen.

Die ausgewogene Haltung, die János Juhász dem Problem der Norm entgegenbrachte, gründete sich keineswegs auf Vereinfachungen. In einer seiner letzten Arbeiten (1985, 53 ff.)

hat er auf die "unüberwindlichen Schwierigkeiten" hingewiesen, die einer "ausführlichen Beschreibung" der sprachlichen Norm entgegenstünden: Erstens seien die zu berücksichtigenden situativen Umstände so zahlreich, daß sie gar nicht erschöpfend dargestellt werden könnten. Zweitens könne sich der die Norm beschreibende Linguist gar nicht von seinen individuellen und sozialen sprachlichen Gewohnheiten lösen. Drittens schließlich würde sich der Linguist auch bei größtem Bemühen um Deskriptivität nicht der präskriptiven Wirkung von Grammatiken und Wörterbüchern entziehen können. (S. 58 f.) - Was auch immer er tut, der die Norm beschreibende Linguist sieht sich einigen Schwierigkeiten ausgesetzt, die tatsächlich kaum überwindbar erscheinen.

Angesichts solcher Schwierigkeiten verwundert es nicht, daß Linguisten immer ein wechselndes und manchmal zwiespältiges Verhältnis zur Norm hatten und haben: Teilweise haben sie es abgelehnt, sich mit der Norm überhaupt zu beschäftigen, teilweise haben sie die Norm zu einem zentralen Punkt gemacht. Einen praktischen Bedarf an sprachlicher Normierung hat es wohl immer gegeben, einen Bedarf an Festlegung der Eigenschaften, die eine Sprache ausmachen sollen und die ein ethnisches oder soziales Selbstverständnis der Sprecher mitbegründen können, ein Selbstverständnis, das sich um Wertbegriffe wie Reichtum, Reinheit und Schönheit der Sprache organisiert. Um die Befriedigung dieses Bedarfs haben sich in der Neuzeit Sprachgesellschaften und Akademien bemüht, aber auch Sprachgelehrte und Stillehrer, die sich der Darstellung lebender Sprachen zugewandt hatten und die später als "normative Grammatiker" bezeichnet wurden.

Als dann später die Zeit kam, die man als den Beginn einer eigentlichen Sprachwissenschaft versteht, beschäftigte man sich eher mit der Verwandtschaft der Sprachen und mit ihrer Veränderung, weniger damit, wie die gerade verwendete Sprache strukturell geordnet ist und wie das Geäußerte vor dem Hintergrund solcher Geordnetheit als richtig oder falsch, angemessen oder unangemessen zu bewerten ist. Diese Aufgabe überließ man der Schulgrammatik.

So kam es, daß sich im 19. Jahrhundert eine bis heute in Linguistenkreisen nachwirkende abwertende Haltung gegenüber der normativen Grammatik und der Schulgrammatik herausbildete. Bei de Saussure heißt es in der "Einleitung" (1967, 1): "Anfänglich trieb man etwas, das man "Grammatik" nannte. Dieses Studium... ist auf die Logik begründet; es entbehrt jedes wissenschaftlichen Gesichtspunktes und beschäftigt sich nicht mit der Sprache selbst; es geht einzig darauf aus, Regeln zu geben zur Unterscheidung richtiger und unrichtiger Formen; es ist eine normative Disziplin, weit entfernt von reiner Beobachtung, und ihr Gesichtspunkt ist notwendigerweise eng."

Hier sind methodologische Grundpositionen eines großen Teils der neueren Linguistik vorformuliert:

1. Die eigentliche Aufgabe der Linguistik sei es, sich mit der Sprache selbst zu beschäftigen. Das heißt: alles, was darüber hinausgeht, entbehrt entweder "jedes wissenschaftlichen Gesichtspunktes" oder gehört allenfalls zum "äußeren Bezirk" der Linguistik.
2. Hinwendung zur Sprache selbst müsse in erster Linie "reine Beobachtung" sein. Die Aufgabe der Linguisten sei es, Tatsachen festzustellen und nicht Regeln zu verkünden. Deshalb sei ihr Herangehen deskriptiv und nicht präskriptiv.

Für eine so orientierte Linguistik stehen Normprobleme, zumindest in ihrer praktischen Form, am Rande des Interesses. Zu Normproblemen sollte sich - diese Orientierung vorausgesetzt - der Linguist möglichst nicht äußern. Bestenfalls kann er Ergebnisse seiner unvoreingenommenen Beobachtungen zur Verfügung stellen, was dann, im Idealfall, eine "wissenschaftlich begründete" Normierung erlaubt.

Die Verbreitung dieser Haltung hat bewirkt, daß bis heute ein sehr großer Teil der Linguisten wenig Neigung verspürt, sein Geschäft des Feststellens von Tatsachen zu verlassen und sich öffentlich zu Normfragen, zur Sprachkritik und zur Sprachkultur zu äußern. Sicher können sich diese Linguisten berechtigterweise auf übertriebene Fremdwortjagd und unverbesserlichen Konservatismus berufen, die jeder Art von Sprachpflege den Geruch des Unseriösen gegeben haben. Andererseits sind solche Auswüchse aber wohl auch Folge davon, daß Linguisten ihr Feld bereitwillig allzu vielen anderen überlassen haben. Womit ich nicht sagen will, daß Sprachnormierung und Sprachpflege allein eine Aufgabe der Linguisten wäre. Aber sie sollten sie durchaus aktiv wahrnehmen, nicht nur beobachtend.

Ein Umstand, der die linguistische Beschäftigung mit der Norm zusätzlich erschwert hat und auch noch erschwert, ist die unscharfe und immer wieder kontroverse Behandlung des Verhältnisses von mündlicher und schriftlicher Kommunikation. Normierungsbedarf gibt es in beiden Bereichen, wenn auch an unterschiedlichen Gegenständen. Unter deutschen Bedingungen begann Sprachnormierung im schriftlichen Bereich. Für den mündlichen galt die Forderung "Sprich wie du schreibst". Linguistik jeglicher Orientierung mußte sich, wenn sie "Sprachmaterial" heranziehen wollte, lange Zeit vorwiegend auf schriftlich fixiertes stützen. Folglich begannen linguistische Beschreibungen und Strukturkonzepte immer mehr die geschriebene Sprache wiederzugeben. Dagegen wandte sich dann ein beträchtlicher Teil von Linguisten, aber auch von anderen Sprachinteressierten. Die schriftliche Norm wurde für

künstlich erklärt und die alte Forderung umgekehrt in "Schreib wie du sprichst". Der Streit zwischen beiden Positionen hat die Linguistik im 20. Jahrhundert mehrmals bewegt. Leider orientierte er sich mehr daran, welche der beiden Formen der Kommunikation die wichtigere sei. Und es wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufgelistet und die Frage diskutiert, ob es eine oder zwei Grammatiken gebe, was dann einem einheitlichen oder zwei getrennten Normensystemen entsprechen würde. Geht man von einem System aus, ist mündliche Rede voll von Normabweichungen, oder schriftliche Texte sind künstlich. Geht man von zwei Systemen aus, wird man der Tatsache nicht gerecht, daß ja doch in beiden Fällen "dieselbe Sprache" realisiert wird. Also kann es doch nur darum gehen, Normen so differenziert zu verstehen, daß beides - die Gemeinsamkeit und die Eigenständigkeit - bedient wird. Oder anders: Es ist nicht so, daß im Schriftlichen Normen notwendiger sind oder daß es im Mündlichen mehr Toleranz gibt; die Normorientierungen sind andere. (Ich komme darauf noch zurück.)

Den Linguisten war natürlich in der Regel bewußt, daß der Sprachgebrauch oft mehr oder weniger weit von dem entfernt war, was sie als Sprachsystem herausfanden. Nicht nur, daß beide einen unterschiedlichen Wirklichkeitsstatus haben - Gebrauch als die wahrnehmbare unmittelbare Wirklichkeit, System als etwas Abstraktes, Erschließbares, Zugrundeliegendes -, es ist auch nicht möglich, die eine Seite vollständig auf die andere zu projizieren: Der Gebrauch erweist sich an manchen Stellen als unsystematisch, das System als eine Abstraktion, die im Gebrauch nur teilweise reproduziert wird. Erkenntnisstrategisch gibt es zwei Möglichkeiten, mit dem Auseinandergehen zurechtzukommen: Entweder man differenziert den Gebrauch und ordnet bestimmten Gebrauchstypen entsprechende Systeme zu, die dann als soziale, regionale oder situative Varietäten begriffen werden können; oder man sucht nach einem Vermittlungsglied, das seinerseits die Divergenzen zu ordnen und zu erklären vermag.

Als ein solches Vermittlungsglied bietet sich die Norm an. Wahrscheinlich ist dies sogar der Hauptgrund dafür, daß in der neueren Linguistik immer wieder ein Interesse am Begriff der Norm aufkam. Denn an die Normierung, also an das praktische Setzen von Normen, hat sich die neuere Linguistik kaum herangewagt. Vor dem Hintergrund der Unterscheidung von Möglichem und Wirklichem vermittelt die Norm in zwei Richtungen. Wenn das System die in einer Sprache liegenden strukturellen Möglichkeiten beschreibt (also einen Rahmen für das, was in dieser Sprache alles möglich wäre), dann reduziert die Norm diese Gesamtmenge des Möglichen auf eine "gesellschaftlich realisierte" Teilmenge (also auf das, was in einer Gemeinschaft schon akzeptiert ist), aus der der Gebrauch, als unmittelbare Wirklichkeit, dann eine weitere spezifische, sprecher- und situationsgebundene Teilmenge

herauslöst (das, was tatsächlich und in gegebenen Fällen vorkommt). Aus umgekehrter Sicht ist der Gebrauch eine unendliche Vielfalt von Varianten. Bestimmte Gebrauchsweisen (z.B. der Gebrauch einer bestimmten sozialen Schicht oder der schriftliche Gebrauch) bilden die Grundlage der Norm; sie engen also die Vielfalt des Gebrauchs ein. Und das System ist dann eine (linguistische) Verallgemeinerung über der herrschenden Norm oder über einer Gruppe von Normen, das, was diesen Normen an sprachlichen Ordnungsprinzipien zugrunde liegt. In beiden Fällen überbrückt die Norm die zwischen System und Gebrauch notwendigerweise entstehende Kluft. János Juhász hat für die eine Sicht einmal die schöne Formulierung gebraucht: "die Norm ist die "Hemmung des Systems". Metaphorisch könnte man sagen: Das System der Kultur hält das System der Sprache zusammen." (1985, 65)

Für die Lösung praktischer Fragen hat dieses Modell m.E. nicht mehr gebracht als eine gewisse Ordnung der Begrifflichkeit. Denn die praktisch entscheidende Frage ist ja immer, warum eine gesellschaftlich realisierte Variante empfehlenswerter als eine andere ist bzw. nach welchen Kriterien aus der Mannigfaltigkeit des Gebrauchs auszuwählen ist. Für die Linguistik war dieses Modell natürlich insofern wichtig, als es den Zugang zur Wirklichkeit der kommunizierenden Gemeinschaft wenigstens in der linguistischen Begriffswelt hergestellt hat. Gleichzeitig hat dieses Modell aber innerlinguistisch ein neues Problem entstehen lassen: Wie unterscheidet sich denn die linguistische Beschreibung der Norm von der des Systems? Liegen die Unterschiede mehr auf der Ebene von Wirklichkeit und Möglichkeit, oder handelt es sich um unterschiedliche Grade wissenschaftlicher Verallgemeinerung? (Ich erinnere auch hier an das, was in der Literatur zum Verhältnis der Begriffe "Norm" und "Regel" geschrieben wurde.) Im ungünstigen Fall führt die Ungelöstheit dieses Problems zu einer Verdoppelung, wenn nämlich alle oder viele der in der systematischen Beschreibung der Grammatik behandelten Zusammenhänge als Normen ausgegeben werden, was gleichbedeutend ist mit einer faktischen Entleerung des Norm-Begriffs (Normen sollten stets die Wahl zwischen mehreren Varianten festlegen). Für eine günstigere Lösung muß man m. E. davon ausgehen, daß sich die Begriffe Norm und System nicht (nur) auf unterschiedliche Ebenen in einem hierarchisch vorgestellten Modell beziehen, sondern daß sie (auch) verschiedenartige Aspekte von Sprache konzeptualisieren: einmal die Geordnetheit von Sprachlichem an sich und zum anderen das Konfrontiertsein des Sprechers mit dieser Geordnetheit. (Ich komme gleich darauf zurück.)

Die "pragmatische Wende" hat die Diskussionen um die Norm zweifellos stark stimuliert. Der wesentliche Anstoß kam von dem Versuch, Normen zum einen nicht mehr an homogene Sprachgemeinschaften zu binden und zum anderen im Nebeneinander von Normen Herrschaftsverhältnisse zu rekonstruieren und durch

die Offenlegung dieser Verhältnisse für nebeneinander bestehende Normen den Status der Gleichberechtigung zu beanspruchen (vgl. etwa die Aufwertung der Mundarten und Umgangssprachen oder die Bemühungen, Konzepte einer kompensatorischen Spracherziehung zu entwickeln). Dies hat der Linguistik zweifellos den Weg zu einer differenzierteren Normbetrachtung eröffnet, wengleich die Grunddimensionen dieser Differenzierung schon um die Jahrhundertwende vorgedacht worden waren; das allgemeine Interesse an einer soziolinguistischen Perspektive hat zweifellos auch den Weg zu einer Normenkritik geöffnet, die eine für deutsche Verhältnisse charakteristisch gewordene Normengläubigkeit ablöste. Gleichzeitig bot das Anwachsen dieses kritischen Potentials aber auch eine neue Möglichkeit, den Sinn einer Normierung in Frage zu stellen, die über die in einer Gesellschaft existierenden Gruppen hinausgeht und gesamtgesellschaftliche Geltung beansprucht. Denn natürlich ist eine solche gesamtgesellschaftliche, standardsprachliche Normierung kaum eine ausgewogene Mischung aller vorhandenen Redeweisen; zu einem großen Teil ist sie wohl immer die Durchsetzung eines Gebrauchs auf Kosten anderer. So verbindet sich die Norm für viele mit der Vorstellung von Einschränkung, Gängelung, ja Unterdrückung. Norm und Normierung nehmen negative Werte an. Freiheit und Kreativität werden im Hinausgehen über jede Norm gesehen. Als würde nicht auch das Hinausgehen die Norm voraussetzen. Die "Lockerung" der Norm wurde zur populären Forderung. Heringer hat dies auf die suggestive Formel gebracht, daß erträgliche Normen überflüssig seien, weil sie verordnen, was ohnehin jedermann tun würde; und dort, wo sie nicht überflüssig sind, seien sie unerträglich (1980, 62). Von anderen wieder - und dies ist das entgegengesetzte Konzept - wird die Festigung der Norm als letztes Mittel gegen "Sprachschlüderei" verstanden. Norm also als Mittel zum Zügeln des unwilligen oder unfähigen Sprechers.

Die "pragmatische Wende" hat uns die differenziertere Betrachtung der Norm gebracht, ohne die Probleme des linguistischen Beitrags zur Normierung zu verringern. Die "pragmatische Wende" hat es insbesondere nicht vermocht, geeignete Kriterien für die Bewertung richtigen und falschen - oder besser: empfehlenswerten und nicht-empfehlenswerten - Sprachgebrauchs zu entwickeln. Dadurch, daß meist sehr schnell im Gefolge einer Aufwertung und Übernahme soziologischer Begriffe Sprachnormen einfach zu sozialen Normen erklärt wurden, geriet der spezifische soziale Charakter von Sprachnormen aus dem Blickfeld. Denn nun stand im Vordergrund die allgemeine, für den speziellen Fall aber nichtssagende Tatsache, daß Sprachnormen in einem sozialen Umfeld gebraucht werden, und daß ihre Durchsetzung durch Sanktionen gesichert werde. Der sozial interessantere Punkt ist der, daß Normen immer Gegenstand von Bewertungen sind, die in dem Umfang ein Konfliktpotential aufbauen, in dem sie ihren Ausgang in einer heterogenen Sprachgemeinschaft

nehmen und in dem sie die Kommunikation in dieser heterogenen Gemeinschaft regulieren sollen.

Ich hatte vorhin gesagt, daß Normen das Konfrontiertsein des Sprechers mit der Geordnetheit von Sprachlichem konzeptualisieren. Jede Sprache ist beschreibbar als ein System von Ausdrucksmitteln mit einer je eigenen Qualität. Viele Sprachen sind beschreibbar als Mengen von Subsystemen mit Ähnlichkeiten, Überlappungen und Divergenzen. Ein Sprecher wird kaum den ganzen Umfang dieser Geordnetheit beherrschen. Aber vom Grad seiner Beherrschung hängt die Größe des Raumes ab, in dem er sich kommunikativ betätigen kann. Je besser er den an ihn als Kommunizierenden gerichteten Erwartungen entsprechen kann, desto größer wird dieser Raum. Dazu muß er "Sätze in einer Sprache" bilden können. Er muß sich in der jeweils gültigen oder erwarteten Varietät ausdrücken können. Und er sollte zumindest Qualitäten erreichen, etwa in der Durchsichtigkeit und Flexibilität des Ausdrucks, die seine Redeweise positiv von der anderer abheben und die zum Ausdruck seines individuellen Kommunikationsvermögens werden können. Dabei sind ihm die Norm und sein Normwissen eine Orientierungshilfe. Normen sind - in dieser Hinsicht - tatsächlich nur Hilfen für den Umgang mit Geordnetheit, herausgehobene und bewertete Muster, leicht ins Bewußtsein zu holende Merksätze. Normen sind nicht einfach nur ein anderer Ausdruck für die Gesamtheit sprachlich-kommunikativer Erfahrung, über die ein Sprecher verfügt, oder für sein Sprach- und Kommunikationswissen.

Wenn wir Normen beschreiben, dann beschreiben wir nicht die Geordnetheit selbst, sondern den Zugang des Sprechers zu ihr. Das gleiche gilt für Normsetzungen: Damit wird nicht etwas über das System an sich festgestellt, sondern dem Sprecher wird ein Zugang zum System gewiesen. Dieser Zugang ist für verschiedene Sprecher/Sprechergruppen verschieden. Und auch die Normsetzung regelt verschiedene Zugänge für verschiedene Sprechergruppen. Insofern wird Norm ein relationaler Begriff. Was aber keine völlige Relativierung bedeutet. Denn erstens gibt es Normen für sehr große Sprechergruppen. Und zweitens handelt es sich nicht um verschiedene Normen, sondern um eine normative Akzentuierung jeweils unterschiedlicher Ordnungszusammenhänge.

Derjenige, der eine Fremdsprache erlernt, muß sich zunächst auf die qualitativ andere grammatische Geordnetheit der Fremdsprache konzentrieren. Und er muß dies in meist bewußter Unterscheidung zu Ordnungen tun, die er sich mit dem Erwerb seiner Muttersprache angeeignet hat. Dies bestimmt seinen primären Bedarf an Norm. Entsprechend fundamental und kontrastiv sollten die Lehrwerke strukturiert sein, die ihm das Erlernen der Fremdsprache erleichtern. Anderes kann er wenigstens zunächst zurückstellen, teils weil er von seiner Muttersprachenkenntnis genügend Normwissen mitbringt (z.B. im

Bereich dessen, was man als ein sehr allgemeines Handlungspotential etwa in Begriffen von Illokutionen beschreiben kann), teils weil die Aneignung entsprechenden Normwissens Grundkenntnisse der Fremdsprache voraussetzt und deshalb erst in einer vertiefenden Phase des Erlernens in den Vordergrund tritt (hierher gehört sicher ein großer Teil jener kulturbedingten Besonderheiten des Kommunizierens, die den Nicht-Muttersprachler lange Zeit vom Muttersprachler unterscheiden).

Anders sieht es für den Muttersprachler aus. In der Regel erwirbt er seine Sprache spontan. Er kann sie also bereits sprechen, wenn er zum Teilnehmer am Muttersprachunterricht wird. (Allerdings wird auch die frühe Phase des Spracherwerbs durch eine Menge von Normvermittlungen gefestigt: "So etwas sagt man nicht." "So heißt es richtig." usw.) Bewußt aneignen muß sich der Muttersprachler auf jeden Fall den schriftlichen Gebrauch seiner Sprache. Bewußt aneignen bzw. auseinanderhalten muß er Unterschiede zwischen regionaler und überregionaler sprachlicher Geordnetheit (er muß also wissen, daß etwa ein Kasusgebrauch in der regionalen Varietät anders ist als in der Standardsprache). Bewußt aneignen bzw. auseinanderhalten muß er sozial oder situativ festgelegten Sprachgebrauch, von der jeweiligen Umgebung (oder von großen Teilen der Sprachgemeinschaft) Akzeptiertes und Nicht-Akzeptiertes. Fälle aus diesen Bereichen machen den Inhalt von präskriptiven Setzungen für den Muttersprachler aus. Die einzelnen Varianten verbinden sich mit sozialen Bewertungen, die normgerechtes Verhalten steuern sollen. Die Sprecher sammeln dementsprechende Erfahrungen, eignen sich Wissen an, und wenn sie über Normen reflektieren, dann sind es genau diese Bereiche.

Das heißt: Für verschiedene Sprecher kann Norm etwas Verschiedenes bedeuten, ohne daß es sich um verschiedene Normen handeln muß. Unter dem Gesichtspunkt der Aneignung von Normen und ihrer Vermittlung kann für verschiedene Sprechergruppen etwas ganz anderes notwendig sein. Und das heißt: Auf die Frage "Wie notwendig ist die Norm?" gibt es nicht nur eine Antwort. Deshalb ist der Fremdsprachenlehrer sicher schlecht beraten, wenn er auf den muttersprachlichen Germanisten hört, der da sagt, eigentlich ist nur ganz wenig Norm oder gar keine Norm notwendig. Norm ist in jedem Falle notwendig. Wie notwendig es ist, sie ins Bewußtsein von Sprechern und Lernern zu bringen, hängt von deren spezifischen Bedürfnissen ab, von ihrem Zugang zu den verschiedenen Dimensionen, in denen Sprachliches geordnet und damit häufig normiert ist.

Ich habe versucht, den Raum zu charakterisieren, in dem János Juhász gewirkt hat: als Vermittler zwischen der muttersprachlichen, auf reine Sprachbeschreibung und Theorie ausgerichteten Germanistik und der nicht-muttersprachlichen

Germanistik, die stärker auf Normbeschreibung und praktische Vermittlung der Sprache ausgerichtet ist.

#### LITERATUR:

HERINGER, Hans Jürgen: Normen? Ja - aber meine! In: Der öffentliche Sprachgebrauch. Bd. 1: Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearbeitet von B. Mogge. Stuttgart 1980, S. 58-72.

JUHÁSZ, János: Die sprachliche Norm. Budapest 1985.

de SAUSSURE, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1967.



## SPRACHNORM UND SPRACHKRITIK

### 1. Einleitende Bemerkungen

Eines der großen Themen von János Juhász war bestimmt von der Frage nach der sprachlichen Norm (vgl. z.B. Juhász 1985 b). Ihn bewegte die Frage: "Sollen, wollen, dürfen, können wir eine sprachliche Norm haben?" Diese Frage ist der Titel des Vortrags, den Juhász 1985 auf dem Internationalen Germanistentag in Göttingen gehalten hat (vgl. Juhász 1986). Ich möchte mich im folgenden nicht mit dem ganzen Spektrum von Problemen befassen, das durch diese Titelfrage eröffnet wird, sondern mich beschränken auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprachnorm bzw. Sprachnormierung einerseits und Sprachkritik andererseits. Diese spezielle Frage nach der Stellung und vor allem nach der Berechtigung von Sprachkritik hat János Juhász ebenfalls sehr bewegt; er hat zu ihr verschiedentlich, auch in sehr polemischer Form Stellung genommen, z.B. in dem Artikel "Polemisches zur Norm" (1984). Über die Möglichkeit und Begründung sowie über die Grenzen von Sprachkritik habe ich mit János Juhász auch eine Reihe von persönlichen Diskussionen gehabt, die mich ermutigen, dieses Thema hier auf einer Gedenkveranstaltung für den viel zu früh Verstorbenen aufzunehmen.

Daß das Thema Sprachnormierung und Sprachkritik zu kontroversen Stellungnahmen Anlaß gibt und zur polemischen Auseinandersetzung reizt, hat nicht mit den beteiligten Personen zu tun, sondern ist darauf zurückzuführen, daß sich die neuere Sprachwissenschaft - insbesondere in ihrer strukturalistischen Ausrichtung - hier sehr abtinent gezeigt hat. Allzu viele Fragen wurden beiseitegeschoben und blieben undiskutiert. Es fehlt auch noch an begrifflichen und terminologischen Klärungen. Diese Situation wird durchaus auch in meinen folgenden Ausführungen deutlich werden.

### 2. Begriffliche Differenzierungen

Da der sozialwissenschaftliche Normbegriff gerade auch in den Sprachwissenschaften in sehr unterschiedlicher und zum Teil konträrer Weise gebraucht wird und da die Beschreibung und Bewertung von Normen entscheidend davon abhängen, wie man den

Normbegriff faßt, möchte ich einige begriffliche Differenzierungen treffen und erläutern, bevor ich zu der Gegenüberstellung von Sprachnormierung und Sprachkritik komme. Die folgenden Erläuterungen zur Terminologie sind relativ knapp angesichts der sehr umfangreichen Literatur, die zur Normenproblematik existiert und auf die ich hier im einzelnen nicht eingehe; sie mögen aber relativ ausführlich erscheinen angesichts der eng begrenzten Thematik, die ich in diesem Beitrag behandle. Die relative Ausführlichkeit scheint mir geboten, weil sonst meine Thesen zur Sprachkritik und ihrer Rolle als gegen Sprachnormierungen gerichteter Reflexionsinstanz krassen Mißverständnissen ausgesetzt sein müssen (vgl. u.a. Gloy 1975, 1987; Heringer, Öhlschläger, Strecker, Wimmer 1977, Kap. 3).

Zunächst mache ich einen strikten Unterschied zwischen "Regel" und "Norm". Nicht alle Regeln sind Normen, aber alle Normen sind Regeln. Sprachliche Regeln lassen sich stichwortartig wie folgt charakterisieren (vgl. u.a. Heringer /Hrsg./ 1974): Die meisten sprachlichen Regeln werden "blind" befolgt (im Sinne von Wittgenstein), das heißt: Die Sprecher/Hörer befolgen in ihrem sprachlichen Handeln Regeln, ohne daß sie sich dieser Regeln bewußt sind. In vielen Fällen gibt es nicht einmal adäquate Beschreibungen oder Formulierungen der Regeln, anhand derer eine Reflexion oder Bewußtmachung einsetzen könnte; beispielsweise sind die sog. Partikelformen im Deutschen (z.B. "schon", "eigentlich", "eben"; vgl. den Beitrag von Ulrich Engel in diesem Band) auch linguistisch bisher völlig unzureichend beschrieben, so daß für ein Bewußtmachen der Regeln ihres Gebrauchs eigentlich sogar die Grundlagen fehlen. Den sprachlichen Regeln blind folgen heißt auch: ihnen mechanisch, automatisch folgen; wir können im Handeln nicht gleichzeitig immer auch über unser Handeln nachdenken. Die Notwendigkeit einer Annahme von sprachlichen Regeln ergibt sich daraus, daß das Verstehen nicht zu erklären wäre, wenn man nicht annähme, daß Sprecher/Hörer in dem von ihnen selbst und von anderen Geäußerten Gleiches und damit Regelhaftes wiedererkennen; es ist nur schwer vorstellbar, wie ein Verstehen ohne ein Wiedererkennen von sprachlichen Äußerungen funktionieren sollte. Die Annahme sprachlicher Regeln impliziert aber nicht die Existenz von Regelbeschreibungen bzw. Regelformulierungen.

Um hier sogleich einen Hinweis auf die Grenzen der Sprachkritik zu geben: Insofern Sprachkritik die Identifizierung und Bewußtmachung des zu kritisierenden Gegenstands voraussetzt, kann sie sich gar nicht auf nicht-formulierte bzw. nicht-beschriebene Regeln richten. Es ist schon allein deswegen abwegig, anzunehmen, die Sprachkritik - auch in ihrer radikalsten Form - könne das Funktionieren der Sprache gefährden o.ä. Naturgemäß setzt Sprachkritik selbstverständlich die Existenz der sprachlichen Regeln und Sprachformen

voraus, in denen sie sich bewegt und auf deren Elaborierung und Perfektionierung sie angewiesen ist. Sprachkritik zielt geradezu auf eine gesteigerte Kompetenz in der Handhabung der Regeln, auf die sie sich bezieht; und sie ist in diesem Sinne niemals destruktiv. Sie trifft nicht direkt die sprachlichen Regeln (im hier erläuterten Sinne von "Regel"), sondern trifft zunächst einmal bestimmte Regelformulierungen bzw. -beschreibungen und dann vor allen Dingen Kodifizierungen von Regeln, die mit normativem Geltungsanspruch vorgenommen werden.

Aus dem Vorangegangenen wird bereits deutlich, daß begrifflich strikt zwischen Regel und Regelformulierung bzw. -beschreibung zu trennen ist. Grammatiken in Form von Grammatikbüchern enthalten Regelformulierungen und -beschreibungen, nicht aber die sprachlichen Regeln selbst; es ist eine Binsenweisheit, daß für ein und dieselbe sprachliche Regel sehr viele verschiedene Beschreibungen und Formulierungen möglich sind. Die unterschiedlichen Beschreibungen und Formulierungen sind jeweils theorieabhängig sowie zweck-, ziel- und interessenorientiert.

Normen sind Regeln, für deren Befolgung oder Verletzung es positive bzw. negative Sanktionen in der Gesellschaft gibt. Damit wird ein strikter Unterschied zwischen blind befolgten sprachlichen Regeln einerseits und sprachlichen Normen andererseits gemacht. Dadurch daß es im Zusammenhang mit Sanktionen (z.B. Lob und Tadel) notwendig ist, auf Normen Bezug zu nehmen, sie zu identifizieren, setzen Normen in den meisten Fällen Regelformulierungen, Beschreibungen oder sogar Kodifizierungen voraus. Hinweise auf Normen, Diskussionen und Auseinandersetzungen über konfligierende Normen setzen voraus, daß man die Normen benennen, bezeichnen und beschreiben kann. Weiterhin lassen sich in bezug auf Normen folgende Unterscheidungen treffen: Oft kann für Normen eine bestimmte Normenquelle angegeben werden (z.B. im sprachlichen Bereich eine Grammatik, eine Stilistik o.ä.; im juristischen Bereich ein Gesetzestext (ein Normtext), ein Gesetzgeber, ein Gericht o.ä.). Der Normenquelle korrespondiert der Normadressat; d.h. Normen sind mit Geltungsanspruch und Anspruch auf Befolgung an bestimmte Adressaten gerichtet (beispielsweise an die Sprecher/Hörer einer Sprachgemeinschaft, an Gruppen von Sprechern oder auch an einzelne Sprecher; im juristischen Bereich an die Gesetzesunterworfenen). Wichtig ist ferner, daß Normen meistens auf bestimmte Geltungsbereiche eingegrenzt sind; so endet der Geltungsbereich der meisten Gesetze an bestimmten Staatsgrenzen. Parallel zum juristischen Bereich lassen sich auch für sprachliche Normen bestimmte Normbereiche mehr oder weniger genau abstecken: Beispielsweise gibt es für dialektale Sprachformen areale Grenzen (oder auch soziale, gruppenspezifische); für stilistische Normen gibt es Geltungsbeschränkungen mit bezug auf soziale Gruppen, Textsorten, Gattungen, Situationstypen usw.

Die strikte Unterscheidung zwischen Normen und blind befolgten Regeln, wie ich sie hier vornehme, ist nicht unumstritten (vgl. die einleitenden Bemerkungen oben). In der einschlägigen Literatur wird der Normbegriff oft sehr weit gefaßt, so daß der Regelbegriff, so wie ich ihn hier erläutert habe, mit eingeschlossen ist. Ich denke aber, daß bei einer weiten Fassung des Normbegriffs Binnendifferenzierungen erforderlich sind, die die Gegenstände aufnehmen und voneinander trennen, die ich hier mit der Unterscheidung von Regel und Norm kennzeichne. Ein Vorteil der hier vorgetragenen Unterscheidung zwischen Regel und Norm liegt darin, daß gute Parallelen zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen hergestellt werden können (vgl. z.B. Müller 1984).

### 3. Zur linguistisch begründeten Sprachkritik

Linguistisch begründete Sprachkritik wird heute oft konzipiert als Sprachnormenkritik, wobei Sprachnormen gesehen werden als unter bestimmten historischen, sozialen und situativen Bedingungen verfestigte Gebrauchsweisen von sprachlichen Ausdrücken, wobei die Verfestigungen Anlaß geben zu konfliktären kommunikativen Auseinandersetzungen (vgl. von Polenz 1982). Kommunikationskonflikte lassen normative Kräfte in besonderer Weise sichtbar werden, und Kommunikationskonflikte sind allererst der Anlaß für sprachkritische Bemühungen; denn es geht in der Sprachkritik natürlich nicht darum, alle möglichen sprachlichen Normen einer Kritik zu unterziehen, sondern eben nur solche, die zum Gegenstand von Auseinandersetzungen werden oder bereits geworden sind. Die allgemeine Aufgabe von Sprachkritik ist dann, die Kommunikationskonflikte zu analysieren, um sie einer kultivierten Behandlung zuzuführen. Sprachkritik hat insofern mit Sprachkultur zu tun.

Da Sprachkritik analysierend und bewertend die Richtigkeit, Angemessenheit und Begründetheit von sprachlichen Normen im direkten Sinne des Wortes in Frage stellt, stehen Sprachkritik und Sprachnormen in einem scharfen Gegensatz zueinander; die Handlungen des Normierens: des Festsetzens und Durchsetzens von Normen einerseits und des sprachkritischen Analysierens andererseits verfolgen gegenläufige Ziele, nämlich zum einen die verallgemeinernde, sichernde und auch konservierende Etablierung von Normen und zum anderen die analysierende, zweifelnde und abwägende Infragestellung von Normen. Diese Gegenläufigkeit von Handlungszielen scheint vielen, die sich mit Normen beschäftigen, auch und gerade Linguisten, große Schwierigkeiten zu machen. Wie soll man sich verhalten? Brauchen wir nicht die Normen, um der Kommunikation eine sichere Selbstverständlichkeit auf der Basis von festen und anerkannten Konventionen zu erhalten? Müssen wir die Sprachkritik nicht strikt restringieren, zumindest soweit, daß wichtige kommunikationserhaltende

Normen nicht in Frage gestellt werden? Ist die Sprachkritik nicht viel zu destruktiv, wenn sie jede Normsetzung analysiert und dann auch noch potentiell in Frage stellt? - Solche und ähnliche Fragen haben János Juhász sehr bewegt und beunruhigt; das ist jedenfalls den engagiert und polemisch formulierten Passagen seiner Abhandlungen zur sprachlichen Norm zu entnehmen.

Man kann auf die Gegenläufigkeit von sprachnormerischen und sprachkritischen Handlungszielen natürlich auf vielfältige Weise reagieren; viele Abstufungen von Normeneinstellungen sind denkbar und werden realisiert. Häufig wird eine der drei folgenden Positionen eingenommen, wobei die Grenzen naturgemäß nicht trennscharf zu ziehen sind:

1. Die Normadvokaten. Die Normadvokaten wissen Bescheid über einen bestimmten Normbereich (oder glauben dies zumindest); wenn sie sich auf Sprachnormen spezialisiert haben, geben sie sich oft den Anschein, als wüßten sie über alle Bereiche Bescheid, in denen überhaupt gesprochen wird. Sie vertreten und verteidigen Normen der verschiedenartigsten Provenienz, Wirkung und Geltung; und wenn man näher hinschaut, dann entdeckt man meistens, daß es um sehr persönliche Normvorstellungen geht, um persönliche Erfahrungen mit Sprache, Sprachgebrauch und Welt und um dementsprechende individual-sprachliche Konzepte, die propagiert werden sollen (vgl. z.B. die Beiträge in Gauger /Hrsg./ 1986). Die Position ist die, die Heringer (1982) in seinem Beitrag "Normen? Ja - aber meine!" anprangert. Juhász (1984) scheint diesen Beitrag zum Teil so verstanden zu haben, als wolle sich hier ein Linguist einreihen in die Phalanx der selbsternannten Sprachrichter, die die Sprache auf Vordermann bringen wollen (vgl. Wimmer /Hrsg./ 1985, 230 ff. und H. Rupp in "Sprachnormen in der Diskussion" 1986), und als wolle hier auch ein Linguist sagen: Die Sprache (meine und vor allem die der anderen) soll so sein, wie ich sie für richtig halte. Es geht aber um die weit verbreitete Position von Sprachadvokaten, die ihre eigenen Spracherfahrungen zum Maßstab erheben und damit bestimmte - meist auch ganz spezielle - historisch gewachsene, sozial gebundene und gruppentypische Sprachnormen in Geltung erhalten oder zur Geltung bringen wollen. Das Spektrum der in dieser Weise tätigen Anwälte ist groß und reicht von Sprachglossatoren in Zeitungen und Zeitschriften über Sprachliebhaber in öffentlichen Ämtern bis zu Linguisten mit besonderen Normierungsvorlieben. Die Position des Normadvokaten ist meines Erachtens nicht grundsätzlich kritischwürdig; sie entspricht sogar naturgemäß einem kompetenten Sprachteilhaber, der für seine eigene Spracherfahrung zu werben versucht. Kritisch wird es erst, wenn er seine eigenen Regeln zu Maßstäben für andere erhebt und diese mit nicht-diskursiven Mitteln durchsetzen will.

2. Die zweite Position gegenüber sprachlicher Normativität, die ich hier kurz charakterisieren möchte, ist die einer unbedingten Sprachkritik, die sich zum Ziel setzt, jede erkennbare Norm zu kritisieren und jeden Normierungsversuch in Frage zu stellen. "Unbedingt" als Attribut zu "Sprachkritik" soll in diesem Zusammenhang bedeuten, daß weitgehend abgesehen wird von historisch-normativen, sozial-pragmatischen und institutionellen Bedingungen des Sprachgebrauchs, das heißt: Unberücksichtigt bleiben die jeweils spezifisch ausgeprägten gesellschaftlichen Zwänge zur Normenbildung und Normenakzeptanz. Um ein einfaches, aktuelles Beispiel aus dem lexikalischen Bereich anzusprechen: Die unbedingte Sprachkritik kann darauf bestehen, statt des Ausdrucks "Krieg" den Ausdruck "Massenmordpolitik" zu verwenden. Dies ist eine Form des Anderssagens (vgl. von Polenz 1982, 83.) Die Sprachkritik kann - ich würde sogar sagen: muß - eine solche Ausdrucksvariante ins Spiel bringen, obwohl beispielsweise während des Golfkriegs Anfang 1991 alle entscheidenden Politiker der Bundesrepublik Deutschland den Krieg als "gerechten" Krieg dargestellt haben und ein starker Druck gegen die Akzeptanz eines Ausdrucks wie "Massenmordpolitik" erzeugt wurde. Die aktuellen institutionellen Zwänge brauchen für den unbedingten Sprachkritiker nicht zu zählen. Dies heißt für den Sprachkritiker jedoch nicht, daß er seine eigene Position nicht begründen und rechtfertigen müßte. Er tut dies, indem er auf die Sprachgeschichte (hier vor allem: Wortgeschichte) zurückgreift und den aktuellen Sprachgebrauch (hier vor allem das aktuelle Lexikon) untersucht und daraus seine Schlüsse zieht (vgl. zu "Krieg" und "Waffen" u.a. Gauger 1986, 104 ff.).

In der unbedingten Sprachkritik haben sich in diesem Jahrhundert vor allem zwei Richtungen ausgeprägt, zum einen eine Variante der philosophischen Sprachkritik, die Sprachkritik als Erkenntniskritik betreibt, zum anderen eine linguistisch begründete Sprachkritik, die Möglichkeiten des Sprachsystems (vgl. Coseriu 1975) und die Sprachgeschichte als Maßstäbe für ihre Analysen und Bewertungen nimmt. Beide Richtungen der unbedingten Sprachkritik sind in dem sprachkritischen Werk von Fritz Mauthner dargelegt; auf Mauthner werde ich unten noch einmal zurückkommen.

3. Die dritte Position zur Normenfrage, die ich kurz ansprechen möchte, versucht einen Kompromiß zwischen der Position des Normadvokaten und der Position des unbedingten Sprachkritikers. Ich denke, daß Juhász versucht hat, diese Position einzunehmen. Er schreibt: "Es geht (...) um die Notwendigkeit einer ausgewogenen, undogmatischen Konzeption, um eine traditionsbewußte, jedoch flexible Normvermittlung" (Juhász 1986, 15). Juhász hat sich bei dieser Einstellung zur Normenfrage entscheidend leiten lassen von den Aufgaben und Zielen, die die Linguistik im Schul- und Hochschulunterricht verfolgt; er betont, daß es "die wichtigste Aufgabe des

Hochschulgermanisten ist, in der Lehrerausbildung und -weiterbildung die Sprachkultur in den Mittelpunkt von Lehre und Forschung zu stellen, den Lehrer dazu zu befähigen, Sprachkultur mit angemessenen Methoden zu betreiben" (Juhász 1985a, 47 und Juhász 1985b, 188). Die Schlüsselwörter "Ausgewogenheit" und "Angemessenheit" deuten an, worauf die Kompromißposition in der Normenfrage abzielt. Es geht im Kern darum, eine Position neben oder über den Normadvokaten und Sprachkritikern einzunehmen, eine Position, die es erlaubt, sich über die Streitgegenstände zu stellen und diese quasi von außerhalb zu betrachten und zu bewerten, vielleicht sogar mit dem Anspruch auf "Objektivität", in jedem Fall aber mit dem Anspruch auf Angemessenheit. "Angemessenheit" ist in den sprachkritischen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte zu dem griffigsten Schlagwort geworden, seitdem Kriterien wie Reinheit, Schönheit, Richtigkeit bei der Sprachbewertung zunehmend in Frage gestellt werden, nicht mehr so hoch im Kurs sind. Was aber ist nach welchen Maßstäben für wen angemessen? Welches ist der angemessene Sprachgebrauch? Ich denke, daß der Ausdruck "Angemessenheit" eigentlich bereits den Weg zeigt weg von der objektbezogen-kriterialen Beurteilung von Sprache mittels Prädikaten wie "richtig", "schön" hin zu einer sprecheroffenen und sprecherrelativen Beurteilung, die gar keinen Raum mehr läßt für scheinbar objektive Standpunkte, die sich dem individuellen Sprachgebrauch belehrend gegenüberstellen.

Der offensichtliche Vorteil der Kompromißposition von Juhász ist, daß er sowohl die Normadvokaten wie auch die unbedingten Sprachkritiker zur Mäßigung aufrufen kann; und genau dies tut er auch in den zitierten Beiträgen. Bei den Normadvokaten wird mehr Toleranz angemahnt (z.B. Juhász 1985 a, 47, 49); die Sprachkritiker werden eindringlich ermahnt, ihre Kritik nicht zu überziehen und sich nicht in Bereiche der Sozialkritik und der Politik einzumischen (vgl. z.B. Juhász 1986, 14). Der Nachteil dieser Position ist, daß sie sich linguistisch (und überhaupt wissenschaftlich) nicht begründen läßt; es ist - etwas lax formuliert - die Position des über allen Wassern schwebenden Gelehrten. Was den Anwendungsbereich Schule anbetrifft, so werden Empfehlungen gegeben, ohne die Pragmatik der Institution Schule (die Lernzielbestimmungen, die Unterrichtsbedingungen, die methodischen Voraussetzungen) selbst zu untersuchen und zu berücksichtigen. Was die unbedingte Sprachkritik anbetrifft, so werden Beschränkungen empfohlen, die sich aus der wissenschaftlichen Analyse heraus nicht rechtfertigen lassen, für die aber institutionelle und politische Gründe auch nicht angeführt werden. - Mit all diesem will ich nicht sagen, daß die Kompromißposition, die Juhász in bezug auf sprachliche Normen vertritt, nicht - vor allem was die Einzelurteile anbetrifft - konsensfähig wäre. Ganz im Gegenteil, die Stärke der Urteile liegt in dem common sense, der überall zum Ausdruck kommt und der vieles trägt. Mir geht es hier jedoch um die

Programmatik und um die linguistische Begründung der Sprachkritik.

Meine These ist, daß von den drei angedeuteten Positionen für eine linguistisch begründete Sprachkritik nur die an zweiter Stelle genannte Position in Frage kommt, nämlich die Position der unbedingten Sprachkritik, wobei das Attribut "unbedingt" vielleicht zu relativieren wäre im Hinblick auf Erfordernisse und Aufgaben der Sprachpflege. Ich sehe das Hauptproblem einer linguistischen Auseinandersetzung mit der Praxis der Sprachnormierung und mit den faktisch bestehenden Sprachnormen darin, daß die Sprachwissenschaft - so wie sie etabliert ist - im Kern nicht die Analyse der gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen und damit auch nicht der außersprachlichen Ursachen und Gründe für Normierungen und Normen zum Gegenstand hat. Außerhalb des Sprachsystems liegende Daten sind aber wesentlicher Bestandteil der Analyse und Beschreibung von Normen. Wollte die Linguistik mit ihren Analysen beispielsweise in das Zentrum der juristischen Fachsprache und Terminologisierung, die in unseren heutigen juridifizierten Gesellschaften eine so wichtige Rolle spielt, vordringen, so müßte sie sich anheischig machen, die Pragmatik der Rechtsarbeit angefangen von der Gesetzgebung bis hin zu der Urteilsfindung in Prozessen zu ihrem eigenen Gegenstand zu erheben. Dies wäre sicher eine Anmaßung. Ähnlich verhält es sich mit anderen gesellschaftlichen Normbereichen. So kann ich Juhász zustimmen, wenn er vor einer Überfrachtung und Überschätzung der Linguistik warnt: "Es ist eine Überschätzung der Linguistik, wenn man von einer spezifisch linguistischen Normenkritik eine methodologisch gut fundierte Sozialkritik erwartet" (Juhász 1984, 14). Und an anderer Stelle: "Ich kann mich nicht mit einer Normauffassung identifizieren, die typisch soziale Mißstände mit linguistischen Methoden, genauer: ausschließlich und vor allem mit linguistischen Methoden bekämpfen will und dadurch die Mißstände verniedlicht" (Juhász 1984, 85). Dagegen kann ich Juhász nicht zustimmen, wenn er die vernünftige Selbstbeschränkung der Linguistik auf die ihr eigene Methodologie und Methodik zum Anlaß nimmt, den sprachkritischen Analysen selbst auch die Schärfe und Konsequenz zu nehmen, indem er die von mir als Kompromißposition gekennzeichnete Haltung zu sprachlichen Normen und zur Sprachkritik einnimmt. Die Kompromißposition, die sich unter Gesichtspunkten der Ausgewogenheit und Angemessenheit über gesellschaftliche Konflikte zu erheben versucht, steht dem Linguisten meines Erachtens auch nicht so ohne weiteres offen, wenn man Juhász' Warnungen vor einer Überschätzung der Linguistik ganz ernst nimmt; denn eine solche Position würde sich ja anmaßen müssen, von einem übergeordneten Standpunkt aus die verschiedenen, zum Teil heterogenen und auch konfliktierenden Normierungsinstanzen in einer komplexen Gesellschaft gewissermaßen gerecht zu bewerten und zu beurteilen. So denke ich, daß dem Linguisten

im wesentlichen die Position der unbedingten Sprachkritik bleibt, wobei sich die Unbedingtheit aus der Selbstbeschränkung auf linguistische Konzepte und Methoden ergibt und nicht als Anmaßung einer vermeintlichen Erhebung über alle möglichen gesellschaftlichen Normierungsinstanzen mißverstanden werden sollte. Zweifellos hat die unbedingte Sprachkritik, die jegliche normative Verfestigung von Sprachgebrauch analysiert und in Frage stellt, einen radikalen Zug; die Radikalität ist aber selbstverständlich nicht gesellschaftlich zu verstehen, sondern als Radikalität der Sprachanalyse. Darauf möchte ich im folgenden noch etwas näher eingehen.

#### 4. Die Radikalität der Sprachkritik: Analysemöglichkeiten und Grenzen

Für die unbedingte Sprachkritik gibt es Vorbilder und Zeugen; in diesem Jahrhundert waren vor allem Sprachkritiker aus dem Ende des 19. Jahrhunderts und aus der Zeit um die Jahrhundertwende wirksam, allen voran Friedrich Nietzsche und Fritz Mauthner (vgl. Gustafsson 1980); insbesondere Mauthner hat stark auf Ludwig Wittgenstein eingewirkt. Die Position von Mauthner vertritt in strikter Form das Recht des einzelnen auf seinen spezifischen Sprachgebrauch, einen Sprachgebrauch, den er nach seinen eigenen Erfolgskriterien organisiert und ausgestaltet. Von daher betont Mauthner das Konzept der Individualsprache, das er Hypostasierungen wie Gemeinsprache, Standardsprache oder Hochsprache entgegenhält. In diesem Zusammenhang verwendet Mauthner sogar den Ausdruck "Kommunismus", der in seiner Zeit natürlich eine völlig andere Bedeutung hatte als heute. Er schreibt: "Der Kommunismus hat auf dem Gebiete der Sprache Wirklichkeit werden können, weil die Sprache nichts ist, woran Eigentum behauptet werden kann (...)" (Mauthner 1923, Bd. 1, 25). Der Standpunkt Mauthners führt ihn zu einer tiefen Skepsis gegenüber jeglicher normativen Festsetzung von Wortbedeutungen aber auch zu einer konsequenten funktionalen Analyse und Kritik von sprachlichen Formen. Die Skepsis ist vor allem auch erkenntnistheoretisch begründet; nicht umsonst gilt Mauthner als einer der herausragenden Vertreter der sog. Sprachkrise um die Jahrhundertwende, einer Sprachkrise, von der Sprachwissenschaftler wie von Polenz - meines Erachtens zu Recht - annehmen, daß sie bis heute andauert und auch noch in Zukunft bestimmend bleiben wird für das Sprachleben zumindest im öffentlichen Bereich (vgl. von Polenz 1993).

Aufgrund seines erkenntnistheoretischen und sprachtheoretischen Standpunkts kommt Mauthner zu einer Programmatik für die Sprachkritik, nach der jegliche Normierung des Sprachgebrauchs durch einzelne Sprecher oder Sprechergruppen analysiert und kritisiert wird; denn jeder Norm steht aufgrund der extremen sog. inneren Mehrsprachigkeit in der

Sprachgesellschaft eine alternative, vielleicht sogar konträre Norm gegenüber. Ziel ist, den einzelnen gegen jede als Zwang empfundene Festlegung seines Sprachgebrauchs zu verteidigen, aber auch - bezogen auf die Gesamtsprache - den ständigen Wandel zu befördern und - metaphorisch gesprochen - alles im Fluß zu halten, dies aus der Überzeugung heraus, daß alle Sprachlenkungsversuche letztlich zum Scheitern verurteilt sind. Die sprachliche Evolution ist nicht prognostizierbar, geschweige denn durch einzelne oder Gruppen zu kontrollieren (vgl. Keller 1990).

Ich denke, daß die sprachkritische Grundeinstellung Mauthners auch für die heutige linguistisch begründete Sprachkritik noch akzeptabel ist und bestimmend sein kann, wenn sich die linguistischen Analysemöglichkeiten und -methoden seitdem auch weitgehend verändert haben. Jede Norm stößt an irgendeiner Stelle in der Gesellschaft - und sei diese auf den ersten Blick noch so peripher - auf eine Gegenorm und dementsprechend auf Kritik. Die Linguistik kann im Falle von konfligierenden Sprachnormen nichts anderes tun als die jeweilige Konfliktsituation mit linguistischen Methoden unter Rückgriff auf einschlägige syntaktische, semantische und pragmatische Theorien analysieren und bewerten. Ich möchte für eine solche Konfliktsituation kurz noch ein Beispiel aus dem juristischen Bereich vorstellen. Ich glaube, daß die juristischen Sprachnormierungen in unseren modernen Gesellschaften eine besondere Herausforderung darstellen - auch für die Linguistik; juristische Sprachnormierungen stellen geradezu eine gesellschaftliche Herausforderung dar, weil in ihnen und mit ihnen die oft schwer zu rechtfertigenden Entscheidungszwänge und deren Konsequenzen direkt und unabweisbar an die Rechtsunterworfenen weitergegeben werden. Die Pragmatik der Rechtsarbeit verlangt wegen des Zwangs zur Fallentscheidung oft auch dezidierte und konsequenzreiche Entscheidungen über Sprachverwendungen, Entscheidungen, zu denen Linguisten aufgrund ihrer wissenschaftlichen Aufgaben eigentlich nie und Anwender der linguistischen Ergebnisse, beispielsweise Lehrer in der Schule, nur ganz selten gezwungen sind. Wegen des Geltungsanspruchs und wegen der Unausweichlichkeit der juristischen Normen sind Beispiele aus diesem Bereich besonders schlagend; sie sind wegen der Komplexität des Rechtssystems aber auch besonders schwer zu handhaben. In dieser Situation ist es für Nicht-Juristen oft beruhigend zu sehen, wie deutlich die Juristen selbst die Diskrepanz zwischen striktem Normierungszwang und prinzipieller Redefreiheit erleben müssen. Ich zitiere den Heidelberger Juristen und Bundesrichter Paul Kirchhof zur Freiheit der Sprechweise: "In allen Abstufungen privaten und öffentlichen Sprechens erlaubt der freiheitliche Rechtsstaat grundsätzlich eine beliebige Sprechweise. Der grundrechtsberechtigte Bürger darf sich sprachlich frei entfalten; der Staat entwickelt sich grundsätzlich in einem offenen Willens-, d.h. auch

Sprachbildungsprozeß. Die Freiheit des Bürgers erlaubt eine selbstbestimmte, unbekümmerte Sprechweise" (Kirchhof 1987, 11). Man kann sich vielleicht fragen, wie jemand, der so redet, überhaupt noch negative Sanktionen über sog. Äußerungsdelikte verhängen kann.

Mein Beispiel bezieht sich auf den Gewaltbegriff (vgl. Wimmer/Christensen 1989, 36 ff.). 1983 wurde der Sprecher einer gegen den Ausbau des Frankfurter Flughafens (Startbahn West) gerichteten Arbeitsgemeinschaft wegen versuchter Nötigung der Landesregierung zu zwei Jahren Gefängnis mit Bewährung verurteilt. Schubarths Straftat bestand nach Meinung des Gerichts in dem Aufruf zu einer Demonstration, an der er selbst aber gar nicht teilnahm. In dem Aufruf hatte Schubarth u.a. gesagt: "Wir wollen morgen eine Inspektion vornehmen, um festzustellen, ob der Frankfurter Flughafen wirklich so klein ist, daß er eine dritte Startbahn braucht. Wir möchten Euch durch eigenen Augenschein davon überzeugen, wie klein oder groß dieser Frankfurter Flughafen jetzt schon ist. Das Ziel unserer morgigen Aktion ist: Es muß vollständig gewaltfrei ablaufen, vollständig gewaltfrei!" (Zitiert nach Wimmer/Christensen 1989, 36 f.). Auf der Demonstration, zu der Schubarth aufgerufen hatte, kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Obwohl Schubarth in seinem Aufruf ausdrücklich und im Wortlaut zur Gewaltfreiheit gemahnt hatte, hielt ihm das Gericht einen Aufruf zur Gewalttätigkeit vor, um einen Strafgesetzbuchparagrafen zum Landfriedensbruch in Anwendung bringen zu können, in dem von "Bedrohungen von Menschen mit einer Gewalttätigkeit" die Rede ist. Das Gericht ging sogar noch weiter: Es bezichtigte Schubarth der Rechtsanmaßung, Selbstüberschätzung und Unbelehrbarkeit, weil er für seinen Aufruf den Begriff der gewaltfreien Aktion in Anspruch nahm und damit angeblich nicht der Bedeutung des Ausdrucks "Gewalt" entspreche, wie sie sich aus dem Strafgesetzbuch ergebe. Das Gericht entfachte damit eine Auseinandersetzung (man könnte mit Koselleck auch sagen: einen semantischen Kampf) um den Begriff "Gewalt", eine Auseinandersetzung, in der die Interpretation und Normsetzung des Gerichts letztendlich siegte.

Schubarth legte gegen das Urteil des OLG Frankfurt Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht ein und berief sich auf das Grundrecht der Meinungsfreiheit. Die Beschwerde wurde abgewiesen, aber immerhin nur mit der geringstmöglichen Stimmenzahl der Richter, nämlich mit Stimmgleichheit. Bemerkenswert ist auch, was die Richter, die für Schubarths Standpunkt stimmten, zu sagen hatten. Ich zitiere aus der Urteilsbegründung vom 26. Juni 1990: "Zwar kann es zutreffen, daß die Suggestivkraft einer leidenschaftlich vertretenen Zielsetzung die Zuhörer stärker zu beeinflussen vermag als die gleichzeitige Mahnung, bei der Verfolgung des Ziels bestimmte Mittel zu meiden. Dies ändert jedoch nichts daran,

daß der Beschwerdeführer nach dem Wortlaut seiner Reden nicht zu Gewalttaten aufgerufen hatte. Wenn ihm gleichwohl zur Tatbestandserfüllung Handlungen Dritter zugerechnet werden sollen, so genügt das im Lichte der betroffenen Grundrechte nicht die Feststellung, daß die Äußerungen für die Gewalttaten ursächlich gewesen seien. Ansonsten würde dem sich Äußernden im Ergebnis eine Garantenstellung für das von seiner Rede zwar verursachte, darin aber gerade abgelehnte Verhalten seiner Zuhörer auferlegt. Ein solches Ergebnis ist mit der Meinungsfreiheit unvereinbar. Es hätte zur Folge, daß ein Redner sich gerade in Situationen verschärfter politischer Auseinandersetzung nicht mehr kraß und überspitzt äußern und zu Demonstrationen aufrufen dürfte, ohne befürchten zu müssen, daß er wegen des tatsächlich gewalttätigen Ablaufs der Veranstaltung bestraft würde. Damit wäre aber nicht nur seine individuelle Freiheit, sondern auch die vom Grundgesetz geschützte Freiheit der öffentlichen Meinungsbildung insgesamt beeinträchtigt" (1 BvR 776/84; zitiert nach dem vervielf. Urteil, S. 45).

Es kann hier natürlich nicht darum gehen, diese Textstelle ausführlich zu erläutern oder gar zu interpretieren; aus linguistischer und normtheoretischer Sicht lediglich ein paar Hinweise dazu: Im zweiten Satz des Zitats wird auf den "Wortlaut" der Rede von Schubarth abgehoben. Das Konzept der Wortlautgrenze spielt in der juristischen Methodenlehre und in der praktischen Rechtsarbeit mit Texten eine sehr wichtige Rolle; es dient beispielsweise dazu, eindeutige Entscheidungen herbeizuführen in Fragen, die die Subsumierbarkeit eines konkreten Falles unter einen bestimmten Normtext/Gesetzestext betreffen. Die Fixierung einer Wortlautgrenze legt normativ das Gebrauchsspektrum für einen sprachlichen Ausdruck fest, um Handlungs- und Entscheidungssicherheit, die im Normbereich des Rechts unverzichtbar ist, zu gewährleisten (zur Diskussion vgl. Christensen 1989, Teil C, S. 66 ff.). Die Ausprägung des Konzepts der Wortlautgrenze im Normbereich der sprachlichen Rechtsarbeit macht deutlich, daß es bei Normierungen normbereichsspezifische pragmatisch-institutionelle Handlungsbedingungen (zuweilen auch -zwänge) gibt, die oft allererst die Anlässe für Normierungen liefern und deren Analyse, Beschreibung und Bewertung nicht originärer Gegenstand der Linguistik sind. Jedenfalls wird sich die Linguistik nicht anheischig machen können, aus eigener Methodologie, Methodik und Wissenschaftsgeschichte heraus ohne die Hilfe der Juristen selbst die sprachlich-kommunikativen Rahmenbedingungen der Rechtsarbeit zu untersuchen. Sprachkritik stößt hier an deutliche Grenzen, weil sie nicht mehr linguistisch begründet werden könnte; die Normeinstellungen der "Normadvokaten" (die ihre eigenen Regeln zum Maßstab für das Sprachhandeln anderer machen) und der Kompromißler (die sich über die Normbereiche zu erheben versuchen) erscheinen in diesem Zusammenhang insbesondere fragwürdig.

Mit Recht weisen die Richter, die die zitierte Passage verantworten, auf den Wortlaut ("Es muß vollständig gewaltfrei ablaufen, vollständig gewaltfrei!") des von dem Verurteilten Geäußerten hin; und sie fordern deshalb (S.41 des Urteils), daß es ganz besonderer Begründungen aufgrund von erheblichen Interpretationsanstrengungen bedürfte, wenn man dem Verurteilten nachweisen wollte, er habe etwas anderes gemeint als das, was er "gesagt" hat. In einer solchen Frage der Unterscheidung von Gesagtem und Gemeintem wäre durchaus wieder die Linguistik gefordert, nämlich analysierend und beschreibend die auf der Gemeinsprache beruhenden semantischen und sprachhandlungstheoretischen Erkenntnisse sprachkritisch ins Spiel zu bringen.

Auf einen anderen Punkt in der zitierten Textpassage möchte ich kurz hinweisen: Angesprochen wird die Verantwortlichkeit des Sprechers für Folgen seiner Sprechhandlungen bzw. für Ereignisse, die den Sprechhandlungen zeitlich nachfolgten, die mit den Sprechhandlungen - wenn überhaupt - aber nur in einem mittelbaren Zusammenhang stehen. Auch hier könnte die Linguistik mit sprechakttheoretischen Erkenntnissen interpretierend helfen, beispielsweise durch Untersuchungen zu Sprachhandlungssequenzen, zur Unterscheidung von Handlungen und verschiedenen Arten von Handlungsfolgen und -ergebnissen usw. Wie eng kann bzw. darf - je nach Fall - der Zusammenhang zwischen Sprachhandlungen und bestimmten nachfolgenden Ereignissen gesehen bzw. konstruiert werden (vgl. dazu Scanlon 1977)? Aus der Textpassage wird deutlich, daß hier grundsätzliche Fragen der Freiheit des Redens und der Meinungsäußerung zur Debatte stehen.

Das Beispiel der aktuellen Auseinandersetzung um die normative Bedeutungsfixierung des Ausdrucks "Gewalt" im Normbereich der Rechtssprache (vgl. dazu auch Busse 1991) steht in einer langen sprachgeschichtlichen Tradition. Der ausführliche Artikel zum Lemma Gewalt im Grimmschen Wörterbuch (vgl. Dt. Wb., Bd. 6 von Hermann Wunderlich, Leipzig 1911, Sp. 4910-5094) veranschaulicht in eindrucksvoller Weise die Verwendungsgeschichte des Wortes und auch die Geschichte von mehr oder weniger expliziten Normierungen. Freilich betrifft unser Beispiel hier nur einen sehr begrenzten Ausschnitt aus dem breiten Bedeutungsspektrum von Gewalt insofern lediglich die strafrechtlich relevanten Normen betroffen sind.

## 5. Schlußbemerkungen

Es versteht sich, daß im Rahmen eines Vortrags nur einige wenige Aspekte der komplexen Normproblematik in der Linguistik angesprochen werden können. Es ging mir darum, den

von Juhász gesehenen und thematisierten Gegensatz zwischen der oft fordernden Geltung von Sprachnormen einerseits und dagegen gerichteter Sprachkritik andererseits mit einigen Anmerkungen zu versehen. Ich plädiere für einen sozialwissenschaftlichen Normbegriff, der die Existenz von Normen an das Vorhandensein von positiven oder negativen Sanktionen in der (Sprach)gesellschaft bindet und von daher nahelegt, zwischen "blind" befolgten sprachlichen Regeln und sanktionsbewehrten Normen zu unterscheiden. Sprachkritik bezieht sich nicht direkt auf das sprachliche Regelsystem, sondern auf Normen, die aufgrund ihres präskriptiven und fordernden Charakters konflikterzeugend sind. Sprachkritik bearbeitet normerzeugte Kommunikationskonflikte durch linguistische Analyse und wissenschaftlich begründete Urteile und Wertungen; sie hat dadurch eine sprachkultivierende Funktion. Sprachkritik im Rahmen der Linguistik sollte linguistisch begründet sein (d.h.: sich auf linguistische Theorien und Methoden stützen); sie kann und sollte in der Anwendung der wissenschaftlichen Verfahren konsequent und auch radikal sein; sie muß sich jedoch dessen bewußt sein, daß ihr die Abhängigkeit von linguistischen Begründungen strikte Grenzen für den Geltungsbereich der Analysen und Urteile auferlegt; die linguistische Sprachkritik kann sich nicht anheischig machen, von sich aus komplexe Normbereiche einer Sprachgesellschaft vollständig bearbeiten zu wollen. Das Beispiel des Gewaltbegriffs (vgl. oben unter 4) aus der Rechtsarbeit kann verdeutlichen, daß einerseits linguistische Analysearbeit gefragt und gefordert ist, andererseits klare Grenzen für die linguistische Sprachkritik bestehen, insofern der Normbereich des Rechts nur zu einem Teil von sprachlicher Kommunikation geregelt wird.

## 6. Literatur

- BARTSCH, R.: Sprachnormen: Theorie und Praxis. Tübingen 1985.
- BUSSE, D.: Der Bedeutungswandel des Begriffs "Gewalt" im Strafrecht. Über institutionell-pragmatische Faktoren des semantischen Wandels. In: Ders.: Diachrone Semantik und Pragmatik. Tübingen 1991 (= RGL 113).
- CHRISTENSEN, R.: Was heißt Gesetzesbindung? Eine rechtslinguistische Untersuchung. Berlin 1989.
- COSERIU, E.: System, Norm und Rede. In: Ders.: Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft. München 1975, 11-101.
- DIECKMANN, W.: Materialisierte Normen in Prozessen institutioneller Kommunikation. In: Ders.: Politische Sprache. Politische Kommunikation. Heidelberg 1981, 246-254.

- GAUGER, H.M. (Hrsg.): Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik. München 1986.
- GLOY, K.: Sprachnormen I. (Linguistische und soziologische Analysen. Stuttgart/Bad Cannstatt 1975.
- GLOY, K.: Norm. In: Soziolinguistik. Hrsg. von U. Ammon, N. Dittmar, K.J. Mattheier. Berlin, New York 1987, 119-124.
- GUSTAFSSON, L.: Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten. Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Johnson, Fritz Mauthner. München 1980.
- HARTUNG, W.: Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Ders. (Hrsg.): Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin 1977, 9-69.
- HARTUNG, W.: Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe. In: Wimmer (Hrsg.) 1985, 70-81.
- HARTUNG, W.: Sprachnormen: Differenzierungen und kontroverse Bewertungen. In: Schöne (Hrsg.) 1986, 3-11.
- HERINGER, H.J. (Hrsg.): Seminar. Der Regelbegriff in der praktischen Semantik. Frankfurt a.M. 1974.
- HERINGER, H.J. (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982.
- HERINGER, H.J.: Normen? Ja - aber meine! In: Ders. (Hrsg.) 1982, 94-105.
- HERINGER, H.J./Öhlschläger, G./Strecker, B./Wimmer, R: Einführung in die praktische Semantik. Heidelberg 1977(=UTB 716).
- JUHÁSZ, J.: Polemisches zur Norm. In: ZGL 12. 1984, 82-85.
- JUHÁSZ, J.: Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft. Ökologische Aufgaben der Linguistik. In: Wimmer (Hrsg.) 1985a, 33-54.
- JUHÁSZ, J.: Die sprachliche Norm. Budapest 1985b. (=Budapester Beiträge zur Germanistik 14).
- JUHÁSZ, J. Sollen, wollen, dürfen, können wir eine sprachliche Norm haben? In: Schöne (Hrsg.) 1986, 12-17.
- KELLER, R.: Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1990 (=UTB 1567).

- KIRCHHOF, P.: Die Bestimmtheit und Offenheit der Rechts-  
sprache. Berlin, New York 1987.
- MAUTHNER, F.: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. 3.  
Auflage, Leipzig 1923.
- MAUTHNER, F.: Sprache und Leben. Ausgewählte Texte aus dem  
philosophischen Werk. Hrsg. von G. Weiler. Salzburg,  
Wien 1986.
- MOSER, H. u.a. (Hrsg.): Sprachnorm, Sprachpflege, Sprach-  
kritik. Düsseldorf 1968 (=Jahrbuch des IDS 1966/67).
- MÜLLER, Fr.: Recht - Sprache - Gewalt. Berlin 1975.
- MÜLLER, Fr. Strukturierende Rechtslehre. Berli 1984
- MÜLLER, Fr. (Hrsg.): Untersuchungen zur Rechtslinguistik.  
Berlin 1989 (=Schriften zur Rechtstheorie 133).
- von POLENZ, P. Sprachkritik und sprachwissenschaftliche  
Methodik. In: Moser u.a. (Hrsg.) 1968, 159-184.
- von POLENZ, P.: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In:  
Heringer (Hrsg.) 1982, 70-93.
- von POLENZ, P. Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das  
bürgerliche Bildungsdeutsch. In: Sprache und Literatur  
in Wiss. u. Unterr. 14, H. 2, 1983, 3-13.
- SCANLON, T.: A Theory of Freedom of Expression. In: R.M.  
Dworkin (Hrsg.): The Philosophy of Law. Oxford U.P.  
1977, 153-171.
- SCHÖNE, A. (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des  
VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen  
1985. Band 4, hrsg. von P. von Polenz, J. Erben, J.  
Goossens. Tübingen 1986.
- SPRACHNORMEN IN DER DISKUSSION: Beiträge vorgelegt von  
Sprachfreunden. Berlin, New York 1986.
- STÖTZEL, G.: Normierungsversuche und Berufungen auf Normen  
bei öffentlicher Thematisierung von Sprachverhalten. In:  
Schöne (Hrsg.) 1986, 86-100.
- WANDRUSZKA, M.: Die Mehrsprachigkeit des Menschen:  
München/Zürich 1979.
- WEINRICH, H.: Wege der Sprachkultur. Stuttgart 1985.
- WIEGAND, H.E.: Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher

- Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. In: Sprachnormen in der Diskussion 1986, 72-101.

WIMMER, R. (Hrsg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1985 (=Sprache der Gegenwart Bd. 63).

WIMMER, R.: Neue Ziele und Aufgaben der Sprachkritik. In: Schöne (Hrsg.) 1986, 146-158.

WIMMER, R./Christensen, R.: Praktisch - semantische Probleme zwischen Linguistik und Rechtstheorie. In: Müller (Hrsg.) 1989, 27-46.



## REDUNDANZ IN DER MORPHOLOGIE DES DEUTSCHEN?

O. Im Rahmen einer Gedenktagung für János Juhász einen Vortrag halten zu dürfen, ist für den, der sich in aufrichtiger Dankbarkeit der vielen Anregungen erinnert, die er von dem Verstorbenen in zahlreichen Gesprächen und einem intensiven Briefwechsel immer wieder empfangen durfte, gleichzeitig eine Ehre und eine Verpflichtung. Ihr im mir möglichen Ausmaß gerecht zu werden, will ich mich mit einem Beitrag bemühen, dessen Thematik durch eine jener Anregungen bestimmt ist.

1. In einem seiner letzten Briefe hat mich János Juhász um eine Stellungnahme zu dem folgenden Gedankengang gebeten: "Es wird allgemein behauptet, daß etwa in der Verbindung die klugen Studenten eine mehrfache Redundanz zu finden ist, die den Plural signalisiert. Es würde also der Artikel oder das adjektivische Flexem oder das substantivische Flexem genügen. Interpretieren wir die Redundanz als etwas Überflüssiges, so widersprechen wir der Norm, die im Deutschen alle drei Formative fordert. Ich schlage deshalb vor, hier von einer Übercharakterisierung zu sprechen und diese als einen obligatorischen Zug der Norm aufzufassen. Das bedeutet zugleich, daß man die Redundanz für andere Dinge behalten kann, etwa für solche Ausdrücke wie Ich möchte betonen und hervorheben, daß... Wenn man will, kann man das in die Stilistik verlagern. Das Hauptproblem besteht jedoch darin, wie man die Redundanz systemlinguistisch auffassen kann."

Zu der zuletzt aufgeworfenen Frage darf ich zunächst die folgenden Passagen aus meinem Antwortbrief an János Juhász zitieren: "Was in die klugen Studenten redundant zu sein scheint, hört sehr schnell auf redundant zu sein, wenn man kleine Erweiterungen vornimmt. So sind die kluge Professoren verehrenden Studenten keineswegs notwendigerweise dieselben wie die klugen Professoren verehrenden Studenten (die ihrerseits nicht dieselben zu sein brauchen wie die klugen Professoren verehrenden Studenten, denn diese letzteren Studenten sind erstens klug und zweitens verehren sie Professoren, während jene klug - nämlich: raffiniert - sind, indem sie Professoren mit Verehrung schmeicheln!); und umgekehrt zeigt sich die fatale Konsequenz einer Grammem-Homonymie bei der Frage, ob der kluge Professoren verehrende

Student entweder ein kluger Professoren verehrender Student oder ein kluge Professoren verehrender Student ist. Worum es mir hier geht, ist also weiter nichts als der Umstand, daß die deutschen (und keineswegs nur diese) Numerus-, Kasus- und Genus-Grammeme in ihrem Semem neben den jeweiligen nicht-reflexiv-metasprachlichen Komponenten auch eine reflexiv-metasprachliche Komponente enthalten, die auf höheren Signemrängen ... Kongruenzphänomene begründet ... Daß diese Kongruenzphänomene bei diskontinuierlichen Signemen - wie etwa auch in der des dem den ihn prüfenden Professor störenden Laster /beispielsweise des Rauchens/ Frönens überführte Student - wichtiger werden als in der nicht unterbrochenen Kompositionsform die klugen Studenten. ist auch für den Systemlinguisten keine Überraschung; er verwahrt sich lediglich dagegen, aus der gelegentlichen Nicht-Ausnutzung im System angelegter Möglichkeiten den Schluß zu ziehen, daß diese Möglichkeiten und die sie begründenden Faktoren in einer Sprachbeschreibung vernachlässigt werden könnten."

Diesem Zitat sei zunächst eine terminologische Anmerkung angeschlossen: als "reflexiv-metasprachliche Sememkomponenten" bezeichne ich diejenigen Informationen, die ein sprachliches Zeichen über sich selbst und/oder über seinen Stellenwert als Bestandteil eines es enthaltenden Verbandes mehrerer Zeichen - das heißt eines höherrangigen Signems - liefert. Ein typisches Beispiel für ausschließlich reflexiv-metasprachlich fungierende Zeichen bilden die lateinischen Konjugationsklassen-Vokale (cantare : delere : audire), und mindestens eine reflexiv-metasprachliche Komponente enthält jedes Semem insofern, als jedes Zeichen die Information darüber mitliefert, welcher Einzelsprache es als Sprachzeichen angehört.

2. Ein weiteres wichtiges Beispiel für derartige reflexiv-metasprachliche Informationen liegt nun in genau den Kongruenzphänomenen vor, um die es mir in den erweiterten Varianten des Beispiels die klugen Studenten gegangen ist. Daß derartige Kongruenzphänomene nicht nur im Deutschen existieren, ist nicht unbekannt: es braucht hier nur an ihre raffinierte Ausnutzung in dem symmetrischen Aufbau lateinischer Beispiele wie Aquam conservare rebus in arduis memento mentem, an ihre zentrale Rolle in Form der Klassen-Kongruenz in den Bantu-Sprachen, oder auch an die Unterscheidung zwischen indefiniter und definiter Konjugation im Ungarischen (egy házat látok vs. a házat látom) erinnert zu werden.

2.1 Schon diese flüchtige Aufzählung einiger weniger und scheinbar recht heterogener Kongruenzphänomene könnte dazu anregen, eine grundsätzliche Unterscheidung folgender Art vorzunehmen.

- Einerseits gibt es solche sprachliche Zeichen, die reflexiv-metasprachliche Informationen über mögliche syntagmatische Kongruenzen gewissermaßen nebenbei liefern, nämlich neben ihrer "eigentlichen", will sagen nicht-reflexiv-metasprachlichen Funktion. Auch ohne jeden Kontext ermöglichen die ungarische Opposition látok vs. látom eine hinreichend eindeutige Unterscheidung der Bezugnahme auf ein entweder indefinites oder definites Objekt und die deutsche Opposition Student vs. Studenten eine nicht minder eindeutige Unterscheidung des Redens von entweder einem oder mehreren Individuen.

- Andererseits finden sich aber auch sprachliche Zeichen, bei denen die Übermittlung reflexiv-metasprachlicher Informationen über mögliche syntagmatische Kongruenzen die einzige oder jedenfalls die Hauptaufgabe bildet. Dies trifft auf die Klassen-Oppositionen der Bantu-Sprachen überall dort zu, wo sie nicht oder nicht mehr semantisch motivierbar sind, und es trifft gleichermaßen auf die diesen Klassen-Oppositionen im Grunde sehr ähnlichen Genus-Oppositionen des Deutschen und anderer Sprachen überall dort zu, wo die Genus-Markierung nicht gleichzeitig als Sexus-Bezeichnung fungiert; als Beispiele für diese angeblich zentrale Funktion der Genus-Opposition wüßte ich im Deutschen nur den eher seltenen Fall sexus-indifferenter Personennamen (der Toni vs. die Toni) und aus anderen Sprachen ebenfalls nur marginale Fälle wie die französische Opposition le dentiste vs. la dentiste zu nennen.

Es liegt auf der Hand, daß man dann, wenn man ausschließlich die Übermittlung nicht-reflexiv-metasprachlicher Informationen als Aufgabe bedeutungstragender Sprachzeichen ansieht, sehr schnell zu der Folgerung gelangen muß, daß Klassen- und Genus-Oppositionen völlig überflüssige Komplikationen sind, die nur von solchen Sprachen geduldet werden, die barocken die nur von solchen Sprachen geduldet werden, die barocken Schnörkeln den Vorrang vor kommunikativer Effizienz einräumen, und daß die syntagmatische Häufung von identischen Numerus-, Kasus-, Definitheits- und anderen Markierungen nur als unökonomische Redundanz eingestuft werden kann.

2.2 Sobald man jedoch erkennt, daß Kongruenzphänomene eine überaus wichtige Voraussetzung für die Verständlichkeit komplexer Sätze und Satzfolgen sind und daß infolgedessen die jeweils ermöglichenden reflexiv-metasprachlichen Informationen - wie auch jede andere reflexiv-metasprachliche Information - alles andere als überflüssig sind, ist ein derartiges Urteil nicht mehr haltbar. Wie wichtig die Auswertung der Kongruenzbeziehungen für die Verständlichkeit sein kann, zeigen am besten diejenigen Fälle, in denen die entsprechende reflexiv-metasprachliche Information infolge

von Grammem-Homonymien oder anderen pseudo-ökonomischen Einsparungen fehlt; ich erinnere an die Frage, ob der kluge Professoren verehrende Student entweder ein kluge Professoren verehrender Student oder ein kluger Professoren verehrender Student ist - eine Frage, die ich für seine Kommilitonin schon gar nicht mehr formulieren kann, denn die kluge Professoren verehrende Studentin ist allemal eine kluge Professoren verehrende Studentin, aber wer nun klug ist, bleibt in beiden Fällen gleichermaßen unbeantwortet. Um die Gleichberechtigung der Geschlechter wiederherzustellen, schnell noch ein weiteres Beispiel: die kluge Professoren nacheifernde Studentin ist ebenso eindeutig eine kluge Professoren nacheifernde Studentin, wie der kluge Professoren nacheifernde Student auch ein kluger Professoren nacheifernder Student ist, und die klugen Professoren nacheifernde Studentin ist ebenso eindeutig eine klugen Professoren nacheifernde Studentin, wie der klugen Professoren nacheifernde Student auch ein klugen Professoren nacheifernder Student ist, während im Plural die klugen Professoren nacheifernden Studenten ebenso wenig wie die klugen Professoren nacheifernden Studentinnen erkennen lassen, wem nun die Eigenschaft der Klugheit zuzusprechen ist.

3. Damit genug der Beispiele, die nicht nur die Bedeutung von Kongruenzbeziehungen und damit der diese erst ermöglichten reflexiv-metasprachlichen Informationen zeigen sollten. Gleichzeitig haben sie sicher deutlich werden lassen, daß diese Bedeutung um so wichtiger wird, je höher der Komplexitätsgrad derjenigen sprachlichen Einheiten ist, innerhalb derer sie zum Tragen kommt, und daß sie umgekehrt dort gegen Null tendiert, wo ein sehr geringer Komplexitätsgrad mit der totalen oder weitgehenden Abwesenheit von Verschachtelungen zusammentrifft und wo infolgedessen die Zusammengehörigkeit von Zusammengehörendem - wie in die klugen Studenten - auch ohne jede Kongruenzmarkierung schon an der bloßen syntagmatischen Nachbarschaft würde abgelesen werden können. Mit dieser Feststellung ergibt sich nun eine erneute Relativierung der Konsequenzen, die aus den bisherigen Beobachtungen zu ziehen sind, oder anders ausgedrückt, eine erneute Notwendigkeit, nach den unterschiedlichen Rahmenbedingungen zu fragen, die dazu führen können, daß diese Konsequenzen sehr unterschiedlich ausfallen können.

3.1. Eine erste solche Rahmenbedingung hat sich mir bei der Vorbereitung dieses Vortrags aufgedrängt, und ihretwegen schien es mir ratsam, das Ihnen verteilte Beispielblatt vorzusehen. Es ist alles andere als unbekannt, daß der schriftliche Sprachgebrauch dank der Möglichkeit des "Zurücklesens" wesentlich höhere Komplexitätsgrade zuläßt als der durch die Kapazität des menschlichen Kurzzeitgedächtnisses begrenzte mündliche Sprachgebrauch, und ich gestehe gerne, daß auch ich keine Antwort mehr auf die Frage

wüßte, welchem Kurzzeitgedächtnis der des dem den ihn prüfenden Professor störenden Laster Frönens überführte Student noch zugemutet werden könnte. Umgekehrt folgt hieraus natürlich auch, daß ein Sprachwissenschaftler, der eine Sprache auf der Grundlage ausschließlich oder überwiegend von Corpora mündlichen Sprachgebrauchs zu beschreiben versucht, kaum Chancen hat, in seinen Corpora viele Beispiele zu finden, die ihn von der Nützlichkeit expliziter Kongruenzbeziehungen überzeugen könnten.

3.2. Wir stehen damit vor einer zweiten Rahmenbedingung, die auch schon in den eingangs zitierten Passagen aus meinem Antwortbrief an János Juhász angeklungen war: um was geht es dem Sprachwissenschaftler, der eine Sprache zu analysieren und zu beschreiben versucht? Geht es ihm darum, auf der Grundlage vieler und repräsentativer Corpora das zu analysieren und zu beschreiben, was in dieser Sprache tatsächlich und üblicherweise gesagt und/oder geschrieben wird, oder geht es ihm darum, das "System" dieser Sprache und damit alle in diesem System angelegten Möglichkeiten zu erfassen? Ich habe mich bemüht, diese Frage so zu formulieren, daß beide in ihr vorgesehenen möglichen Antworten offen bleiben und statt im Sinne einer vorsehnen Wertung in dem einer Bezugsetzung auf übergeordnete Aufgabenstellungen gegeben werden können. Selbstverständlich kann ich mir sprachwissenschaftliche Zielsetzungen vorstellen, die der Beschreibung des tatsächlich und üblicherweise Gesagten und/oder Geschriebenen legitimerweise den Vorrang geben und so konsequenterweise zur Einstufung der syntagmatischen Häufung von identischen Numerus-, Kasus- und Genus-Markierungen als unökonomischer Redundanz gelangen. Als in dem Brief von János Juhász als Vertreter einer 'Systemlinguistik' Befragter hingegen, den die in einem System angelegten Möglichkeiten völlig unabhängig von der Frage interessieren, ob sie häufig, selten oder vielleicht sogar - innerhalb eines zu bestimmenden Zeitraums - nie ausgenutzt werden, kann ich nur die zweite Antwort geben und in ihrem Sinn den Ihnen vorgeführten Versuch unternehmen, den Nutzen von Kongruenzbeziehungen und damit von sie explizit machenden reflexiv-metaspfachlichen Informationen so Überzeugend wie möglich deutlich zu machen.

3.3. Die Liste möglicher relevanter Rahmenbedingungen ist damit keineswegs abgeschlossen. So könnte ich mir beispielsweise sehr gut vorstellen, daß sich an die von mir benutzten Beispiele die Frage nach ihrer Übersetzbarkeit anschließt, und daß sich aus der überaus wahrscheinlichen Feststellung, daß eine Übersetzung ins Lateinische oder ins Russische wesentlich weniger schwierig ausfallen dürfte als ins Französische oder Englische, die weitere Frage ergibt, ob sich daraus eine typologische Sprachklassifizierung ableiten ließe. Diese Frage auf der Grundlage eines einzigen Beispieltyps beantworten zu wollen, wäre aus dem folgenden

Grund vermessene Hochstapelei. Bekanntlich gibt es nicht nur ein sprachliches Ökonomiestreben, sondern auch ein ihm entgegengesetztes Redundanzstreben, denn Redundanzen sind nicht nur unökonomisch, sondern wirken gleichzeitig als nützliche Sicherungen, durch die das Zustandekommen einer Kommunikation vor jenen immer und überall zu befürchtenden Störungen geschützt wird, die von den Informationstheoretikern als "Rauschen im Kanal" bezeichnet werden. Diese beiden gegenläufigen Tendenzen zur Ökonomie und zur Redundanz wirken nun aber erfahrungsgemäß schon innerhalb einer Einzelsprache so, daß ihre Resultate nicht vorhersagbar sind; um so mehr gilt dies für den zwischensprachlichen Vergleich, womit die wie auch immer geartete Verabsolutierung eines einzigen Beispieltyps notwendigerweise in bloße Spekulation führen müßte.

Eine andere mögliche Rahmenbedingung könnte man aus dem Kriterium der Literarizität ableiten, das in dem lateinischen Beispiel Aequam conservare rebus in arduis memento mentem angeklungen ist. Auf sie und auf weitere Rahmenbedingungen näher einzugehen, erspare ich mir im Vertrauen darauf, daß es der Klugheit von Studentinnen und von Studenten wie von Professorinnen und von Professoren ein Leichtes sein wird, hier Fehlendes zu vervollständigen.

4. Lassen Sie mich stattdessen abschließend noch einmal zu dem Brief von János Juhász zurückkehren, nämlich zu der bislang noch nicht thematisierten Gegenüberstellung der beiden Beispieltypen die klugen Studenten und Ich möchte betonen und hervorheben, daß.... Auf den ersten Blick macht dieses zweite Beispiel ohne jeden Zweifel den Eindruck einer jener leeren Floskeln oder hohlen Phrasen, die man zwar aus kommerzieller und politischer Werbung zur Genüge kennt, denen einen wie auch immer gearteten Informationswert zuzuschreiben jedoch sehr schwer fallen dürfte. Wenn ich mir allerdings einen größeren Kontext vorstelle, in dem ein Vertreter einer Ansicht A jeden seiner Sätze mit Ich möchte betonen, daß... und ein Vertreter einer Ansicht B jeden seiner Sätze mit Ich möchte hervorheben, daß... eingeleitet hat, dann bekäme im Munde eines weder von A noch von B überzeugten Sprechers die Formel Ich möchte betonen und hervorheben, daß... allein dadurch einen unüberhörbaren ironischen Stellenwert, daß hier eine Kongruenzbeziehung zwischen Nicht-Kongruierendem hergestellt wird. Der entscheidende Unterschied gegenüber die klugen Studenten läge somit nicht darin, daß hier etwas anderes als reflexiv-metasprachliche Informationen über potentielle Kongruenzbeziehungen geliefert würde, sondern daß diese Kongruenzbeziehungen erst in einem größeren Kontext, das heißt auf einem höherem Signemrang als dem des Satzes, zum Tragen kommen.

Damit ist das Vorliegen eines Unterschieds in keiner Weise in Frage gestellt - eines Unterschieds, der beispielsweise darin

gründet, daß - worauf schon János Juhász mit den Termini Norm und Stilistik aufmerksam gemacht hat - die Redundanz im Falle die klugen Studenten obligatorisch ist, während sie in dem des isolierten Ich möchte betonen und hervorheben, daß... fakultativ bleibt und somit zu Recht dem jeweiligen Sprecher als schlechter Stil angelastet werden kann.

Diesen Unterschied zwischen den beiden Fällen von Redundanz habe ich hier lediglich systemlinguistisch befriedigend zu definieren versucht. Was man darüberhinaus aus ihm macht, kann erneut der jeweiligen übergeordneten Fragestellung anheimgestellt bleiben, und hierauf näher einzugehen, erspare ich mir erneut im Vertrauen auf die viel zitierten Arten von Klugheit. Stattdessen schließe ich mit einem erneuten Wort tiefer Dankbarkeit gegenüber dem, von dem ich die Anregung zu diesen wie zu manchen anderen Überlegungen erhalten habe und dem diese Tagung gewidmet ist.



### NOCHMALS: REDUNDANZ

O. Nach dem Zeugnis seines Briefwechsels war es wohl die Problematik der Redundanz, die den Normforscher János Juhász in seinen letzten Lebensjahren in erster Linie beschäftigt hatte.<sup>1</sup> Am 19.5.1986 schreibt er an Wolfgang Müller: "Ich verrate Ihnen, daß es zu meinen Träumen gehört, die Tautologie in der Norm und die Redundanz im System in einer umfangreicheren Abhandlung zu untersuchen. [...] Das ist m.E. eine terra incognita, bzw. wer bisher darüber geschrieben hat [...], verwechselt System und Norm, Freiheit und Notwendigkeit und andere Begriffe mehr." In einem späteren Brief an Müller (20.3.1987) hält er fest, daß man die Problematik von zwei Gesichtspunkten her behandeln könne - vom Sprachsystem her und von der Kommunikation her - und daß ihn primär die systemlinguistische Seite interessiere.

Im Anschluß an diese Gedanken können zwei Grundsatzfragen formuliert werden:

(1) Ist die Redundanz eine Frage des Systems oder der Norm? Oder allgemeiner gefaßt: Wie verhält sich Redundanz zu System und Norm?

(2) Ist die Redundanz eine Frage des Sprachsystems oder der Kommunikation? Allgemeiner: Wie verhalten sich von der Redundanz her gesehen Sprachsystem und Kommunikation zueinander?<sup>2</sup>

Im folgenden wird es um diese Fragen gehen. Dabei werde ich mich weitgehend auf die Beispiele von János Juhász stützen.

1. Was die morphologische Redundanz anbelangt, greift er zwei Fragen auf: (a) die der Kongruenz zwischen Subjekt und Verb und (b) die soeben behandelte Frage der Adjektivflexion.

Fangen wir mit (a) an: "Ist die Kongruenz der Person zwischen Subjekt und Verb eine Frage des Systems oder der Norm? Also ist z.B. du fragst eine Abweichung vom System oder von der Norm? ('System' und 'Norm' im Sinne von Coseriu)..." (20.7.1986, an W. Müller) Das zweite Beispiel, das er in seinen Briefen verwendet, ist du kommst.

M.E. ist bereits der Hintergrund der Fragestellung aufschlußreich. Denn Juhász versteht die Beispiele du fragst und du kommst offensichtlich als Abweichungen von du fragst bzw. du kommst und nicht von er/sie/es fragt bzw. er/sie/es kommt. Er scheint also stillschweigend von der Prämisse auszugehen, daß das Personalpronomen das informationsstärkere, das kommunikationssichernde, d.h. das zweifelsohne funktionelle Morphem (oder der funktionelle Morphembestandteil) ist. Wenn man jedoch das Flexiv zu einer kontextbedingten Variante des Personalpronomens machte, so würde daraus folgen, daß man die Kongruenz als die Realisierung einer nominalen Kategorie ansehen müßte. Diese Ansicht wäre aber mit der konfrontativ motivierten Valenzauffassung von Juhász nicht konform. Da er diese innere Kontroverse wohl nicht mehr austragen konnte, bleibt die Frage nach dem Status des Flexivs offen, wobei er meint, daß die Antwort wahrscheinlich davon abhängt, wie man 'System' definiert (vgl. 9.12.1986, an Müller).

Ich glaube nun, daß die Antwort insofern tatsächlich in hohem Maße von der Definition des Systems abhängt, als es bei dieser darauf ankommt, ob man mit einem statischen, d.h. produktbezogenen oder mit einem dynamischen, d.h. prozeßbezogenen Oppositionsbegriff arbeitet. Denn je nachdem, ob man mit dem inkorrekten Äußerungssegment du kommst oder du fragst jemanden direkt ansprechen oder über einen Dritten reden will, könnte im konkreten Diskurs entweder das Personalpronomen oder das Flexiv als funktionell und normal und das jeweils andere Element als nicht normal angesehen werden. Für System und Norm könnte daraus die Konsequenz gezogen werden, daß beide - Personalpronomen wie Flexiv - potentiell sowohl funktionell als auch normal sind. In dieser komplementären Funktionalität und Normalität steckt eine dynamische Potenz: In bestimmten Diskursen wirkt das eine Element (genauer: der eine Morphembestandteil) funktionell und normal und das andere "nur" normal, in bestimmten anderen ist das umgekehrt.<sup>4</sup> Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß Personalpronomina im allgemeinen einen höheren Informationsgehalt haben als Flexive und daß es statistisch u.a. auch deshalb wahrscheinlicher ist, daß die Funktionalität im Diskurs primär durch das Personalpronomen gesichert wird. Für den umgekehrten Fall stehen aber nicht nur Inkorrektheiten, sondern auch beispielsweise Entscheidungsfragen, verkappte Konditionalsätze, sog. Topik-Ellipsen oder die Textsorte 'Telegramm'. Man vergleiche: Kommst du?; Kommst du, so komme ich auch!; Riecht gut und Ankomme morgen.<sup>5</sup> Hier kann das Flexiv als funktionell und das du - soweit überhaupt vorhanden - als "nur" normal angesehen werden. Daß die enklitische Reduktion des du zu de (Kommste?) ausnahmsweise auch standardsprachlich beobachtet werden kann,<sup>6</sup> ist ebenfalls als ein Hinweis auf eine dynamische "Arbeitsteilung" zu werten.

Aufgrund des Gesagten scheint mir, daß man dem Flexiv eine potentielle Funktionalität, d.h. Systemstatus, nur dann absprechen könnte, wenn man die statistische Wahrscheinlichkeit der Realisierung dieser Funktionalität zum Kriterium des Systemstatus machen würde.

Des weiteren glaube ich, daß ein durch die komplementäre Funktionalität von Personalpronomen und Flexiv dynamisiertes Sprachsystem mit Inkorrektheiten wie du fragst bzw. du kommst besser umgehen kann als ein statisches System. Denn es ist gleichgültig, ob die genannten Inkorrektheiten im Diskurs als 2. oder 3. Person Singular verstanden werden; das eine Element fördert, das andere hemmt immer die Interpretation, d.h. das Verstehen. Auf diese Weise wird also nicht postuliert, daß es der Normalfall wäre, daß sich die Interpretation aus dem Handlungskontext heraus problemlos gegen die sich aus dem Sprachsystem ergebende Interpretationsmöglichkeit durchsetzt.

Zum Abschluß des Kongruenzproblems will ich wiederholt festhalten, daß man m.E. zwischen statischer und dynamischer Systemauffassung unterscheiden muß. Zu einer statischen Auffassung kommt man, wenn man Texte oder Textsegmente, d.h. Produkte eines Diskurses analysiert. Eine solche Analyse kann Kommunikation und Sprachsystem mühelos trennen. Demgegenüber interessiert eine dynamische Systemanalyse sich für den Diskurs bzw. einzelne Diskurssegmente, d.h. für den Prozeß selbst. Da sich die Prozeßeigenschaften erst aus dem konkreten Sprechen ergeben, erscheint hier die Kommunikation (genauer: das konkrete Sprechen) als das Kriterium des Sprachsystems. Indem das Sprachsystem als ein auf das konkrete Sprechen gerichtetes System aufgefaßt wird, wird es als etwas mit der Kommunikation untrennbar Verbundenes interpretiert.

2. Wenden wir uns nun dem Problem der Adjektivflexion zu. Außer der bereits zitierten Stelle mit dem Beispiel die klugen Studenten kann hier wiederum ein Brief an Wolfgang Müller (20.3.1987) herangezogen werden: "Was Ihre Frage zur Redundanz anbelangt: Die Literatur ist im allgemeinen der Ansicht, daß eine Form wie schöne Kleider eine Redundanz aufweist, weil der Plural zweimal gekennzeichnet wird, einmal durch das a des Adjektivs und einmal durch das er des Substantivs. Die Feststellung der doppelten Kennzeichnung stimmt natürlich, aber ist nicht genügend differenziert. Die Form schöne Kleider gehört nämlich zur Norm, die sowieso mehrfache Kennzeichnung braucht, weil dadurch die Kommunikation erleichtert wird. /.../ Infolgedessen nenne ich die doppelte Kennzeichnung des Plurals nicht Redundanz, sondern Übercharakterisierung als notwendige Begleiterscheinung der Norm."

Sind nun die klugen Studenten und schöne Kleider im allgemeinen redundant bzw. übercharakterisiert oder sind sie das nur unter einem ganz bestimmten Blickwinkel?

Typologisch ist für das Deutsche kennzeichnend, daß es die kontextuell-situationelle Determination mittels einzelsprachlicher Funktionen wahrnimmt (Stichwort: Partikeln).<sup>7</sup> Während man sich also z.B. im Ungarischen im allgemeinen damit begnügt, nach der Uhrzeit mit Hány óra van? (wörtlich: 'Wieviel-Uhr-ist') zu fragen, und die weitere Interpretation Kontext und Sachverhalt überläßt, bietet das Deutsche bestimmte Muster für die Bewältigung von bestimmten Situationstypen: Wie spät ist es bloß/nur?; Wie spät ist es denn?; Wie spät ist es nun?

Es gibt also ein von Sprache zu Sprache unterschiedliches, dynamisches Verhältnis zwischen einzelsprachlichem Wissen einerseits und allgemein-sprachlichem bzw. Textwissen andererseits,<sup>8</sup> und das Deutsche scheint da mehr als viele andere (z.B. die romanischen) Sprachen auf das einzelsprachliche Wissen zu "setzen". Die Konsequenz ist, daß einzelsprachlich scheinbar redundante Elemente die allgemein-sprachliche bzw. die Textkompetenz sowohl auf der Sprecher- wie auch auf der Hörerseite entlasten können. Denn man kann die klugen Studenten nicht nur so sehen, daß hier eine mehrfache Redundanz vorliegt, sondern auch so, daß hier die Information auf eine Weise vermittelt wird, daß dabei die nichteinzelsprachlichen Kompetenzbereiche weniger in Anspruch genommen bzw. sukzessive entlastet werden: Bereits der Artikel die schließt alle Maskulina und Neutra im Singular bzw. genitivische und dativische Interpretationen in beiden Numeri aus. Die Wortform klugen schränkt das Verständnis auf den Plural ein, wobei es noch offen bleibt, ob klugen/Klugen ein Substantiv oder ein Adjektiv ist. Erst die Wortform Studenten macht den adjektivischen Status von klugen definitiv.<sup>9</sup> (Nur die Interpretation 'Nominativ oder Akkusativ' bleibt Kontext und Sachverhalt überlassen.) Bei vergleichbaren Beispielen z.B. aus dem Ungarischen oder dem Englischen ist die Situation ganz anders: Einerseits sind das ungarische und das englische Syntagma az okos hallgatók bzw. the clever/intelligent students ('der/die/das-klug Studenten') im Juhászschen Sinne nicht übercharakterisiert, d.h. die Gesamtinformation wird kaum durch Artikel und Adjektiv grammatisch vorbereitet. Andererseits kann eine der deutschen substantivischen Interpretation (die Klugen) entsprechende ungarische oder englische nicht einfach durch die Nichtsetzung eines Substantivs nach okos bzw. clever/intelligent erzielt werden, sondern diese Sprachen bedürfen hier zusätzlicher Regeln.<sup>10</sup> Dieser Befund könnte in der Begrifflichkeit der sequentiellen Psycholinguistik wie folgt formuliert werden: Die morphologische Übercharakterisierung durch die Adjektivflexion ist eine im Flexiv kodierte obligatorische Einschränkung von grammatischen Verbundwahr-

scheinlichkeiten (oder besser: Verbundmöglichkeiten). Daraus sollen hier vier Konsequenzen gezogen werden:

(a) Die Sprecher von Sprachen mit weniger solchen kodierten Einschränkungen sind verstärkt auf ihre allgemeinsprachliche bzw. Textkompetenz angewiesen; 11

(b) Die in den Wortformen kodierten obligatorischen Einschränkungen von grammatischen Verbundmöglichkeiten können als ein Netz von Hintergrundspannungen des Diskurses aufgefaßt werden. Der Sprecher, der korrekte Texte produzieren will, beschäftigt sich fortlaufend mit dem Abbau dieser Spannungen, indem er die richtigen Verbundmöglichkeiten realisiert. Eine grammatische Normverletzung wie etwa die kluge Studenten kann also auch so interpretiert werden, daß dieses Syntagma die Hintergrundspannungen, die sich aus den in den ersten beiden Wortformen kodierten grammatischen Verbundmöglichkeiten ergeben, nicht abbauen kann. Einfacher formuliert: Grammatisch kann aus dem Segment die kluge kein Segment Studenten folgen;

(c) Aus (a) und (b) folgt, daß viele Fehler, d.h. Inkorrektheiten, wohl deshalb als Fehler empfunden werden, weil das erwartete Maß der kontextuell-situationellen Determination mittels einzelsprachlicher Funktionen nicht stimmt bzw. widersprüchlich ist.<sup>12</sup> Am Beispiel: Das Segment die kluge schränkt das Verstehen auf kluge menschliche Wesen ein, die durch Feminina im Singular bezeichnet werden. Student ist also sowohl im Singular als auch im Plural ausgeschlossen. Das Segment Studenten demgegenüber verträgt sich nur mit Begleitern, die eine menschliche Eigenschaft im Plural bezeichnen. Demnach ist die Begleitung die kluge ausgeschlossen. Die erwähnte Hintergrundspannung bleibt bestehen;

(d) Aus (a), (b) und (c), aber auch aus früher Gesagtem folgt m.E., daß eine methodologische Trennung der sog. objektiven Grammatik von der einzelsprachlichen Kompetenz im Sinne Coserius nicht notwendig ist.<sup>13</sup> Die bisherigen Ergebnisse der Systemlinguistik können in die Kompetenzforschung integriert werden.<sup>14</sup>

Aus dem Vergleich von Beispielen aus verschiedenen Sprachen kann man wiederum die Konsequenz ziehen, daß eine statische Betrachtung des Systems oder der Norm und vor allen Dingen die Isolierung dieser beiden vom konkreten Sprechen bzw. von den diesem zugrundeliegenden auch nichteinzel-sprachlichen Wissensbereichen - aber auch die isolierte Untersuchung von Einzelbeispielen - leicht zu einer einseitigen Erfassung des Problems führen kann.<sup>15</sup> Denn wenn man von einem dynamischen Wechselspiel von System, Norm und konkretem Sprechen ausgeht, kann man kaum behaupten, daß die klugen Studenten redundant wäre als seine ungarischen und

englischen Pendant. Warum sollte denn eine Übercharakterisierung, die durch die Einschränkung der grammatischen Verbundmöglichkeiten die allgemein-sprachliche und die Textkompetenz entlastet, vom vollen Umfang des Sprechens her gesehen redundanter sein als ein "um den Preis" zusätzlicher Regeln und der zusätzlichen Einbeziehung nichteinzel-sprachlicher Kompetenzen durchfunktionalisiertes Sprechen? Deshalb möchte ich auch für 'Übercharakterisierung' den neutralen Terminus 'diskontinuierliche Charakterisierung' vorschlagen.

3. Aus dem bisher Gesagten geht eindeutig hervor, daß ich eine "linguistische Weltanschauung", die Sprache und Sprechen ausschließlich von der langue her betrachtet, nicht befürworten kann. Auf den Grundpfeiler einer möglichen anderen Anschauung hat der von János Juhász sehr geschätzte ungarische Sprachwissenschaftler Mihály Péter zutreffend hingewiesen: "Die Kommunikativität ist [...] eher ein Wesensmerkmal als eine Funktion der Sprache. Die Sprache ist eben kommunikativ."<sup>16</sup> Daraus folgt - wie bereits betont wurde -, daß die einzelsprachliche Kompetenz nur ein dynamisches, auf das Sprechen gerichtetes Wissen sein kann<sup>17</sup> und daß folglich die im System angelegten Möglichkeiten irgendwie durch das konkrete Sprechen begründet sein bzw. werden müssen. In diesem Sinne kann ich die Ansicht Klaus Hegers (vgl. den vorangehenden Vortragstext) nicht teilen, daß der Sprachwissenschaftler vor die Alternative gestellt sei, entweder das tatsächlich und üblicherweise Gesagte und/oder Geschriebene oder die im System angelegten Möglichkeiten zu analysieren und zu beschreiben.

Erstens bin ich der Meinung, daß das tatsächlich und üblicherweise Gesagte nicht nur die Realisierung von im System bzw. in Systemen angelegten Möglichkeiten darstellt. Weder die Bezeichnung, d.h. der Bezug auf das Außersprachliche, noch der Sinn, d.i. der sprachliche Inhalt auf der Diskursebene, können aus einem System von Oppositionen abgeleitet werden.

Zweitens scheint mir, daß man durch die Auffassung, das tatsächlich und üblicherweise Gesagte stelle immer eine Realisierung von im System angelegten Möglichkeiten dar, der Historizität der Sprache nicht gerecht wird.<sup>18</sup> M.E. kann nämlich ein Teil des Sprachwandels als fortlaufende Fossilisation von sprachlichen Elementen angesehen werden. Darunter verstehe ich, daß bestimmte Elemente zu Nur-Norm-Elementen (Realisierungen nur der Norm) werden, indem die funktionellen Oppositionen, auf deren Basis sie gebildet worden sind, mit der Zeit aufhören zu funktionieren, oder indem diese Elemente (im Gaugerschen Sinne) undurchsichtig werden. Beispielsweise gehören konstruktionsinterne syntaktische und lexikalische Beziehungen eines Idioms, die im Normalfall dem Sprecher gar nicht bewußt sind, zur Nur-Norm, denn sie können nicht als Realisierungen eines Satzbauplans bzw. von lexikalischen

Solidaritäten betrachtet werden.

Drittens und letztens gibt es einen weiteren Grund, das tatsächlich (aber nicht das üblicherweise) Gesagte nicht nur als die Realisierung von im System angelegten Möglichkeiten, d.h. Oppositionen anzusehen. Denn nicht nur das System, sondern auch das üblicherweise Gesagte stellt ein Reservoir von Möglichkeiten dar. Die Elemente des üblicherweise Gesagten können jederzeit auch in einem von den im System angelegten Möglichkeiten abweichenden Sinne funktionalisiert werden. Solche okkasionell im konkreten Sprechen erarbeiteten Oppositionen könnte man im Gegensatz zu im System angelegten Möglichkeiten (Oppositionen) in der Norm angelegte Möglichkeiten (okkasionelle Oppositionen) nennen.<sup>19</sup> Man vergleiche z.B. das Jandlsche Gedicht "eine fahne für österreich":

rot  
ich weiß  
rot

Ein Sprachsystem ist also nicht nur deshalb dynamisch, weil es auf das konkrete Sprechen gerichtet ist, sondern auch deshalb, weil es auch unendliche Möglichkeiten enthält, Nichtfunktionelles zu funktionalisieren - vielfach um den Preis einer Normverletzung.

Wie ist nun die Opposition die kluge Professoren verehrenden Studenten vs. die klugen Professoren verehrenden Studenten (vgl. den vorangehenden Vortragstext) einzuordnen?

Diese Opposition ist zweifelsohne als im System angelegt anzusehen. Allerdings sei zu ihr noch angemerkt, daß es sicherlich unzulässig ist, nur mit der Opposition von Zeichenkomplexen zu operieren. Suprasegmentale Merkmale wie Pausensetzung und Intonation sind hierbei in genau dem gleichen dynamischen Sinne komplementär zu werten wie Flexiv und Personalpronomen in du fragst.<sup>20</sup>

Problematisch erscheint mir nicht die Opposition selbst, sondern die Annahme, daß die klugen Studenten eine Neutralisation dieser Opposition darstellt.<sup>21</sup> Als ein Unterscheidungsmerkmal für Neutralisationen scheint mir nämlich das Ambiguitätskriterium angebracht. Nach diesem wären nur solche sprachlichen Einheiten als Realisierungen einer Opposition anzusehen, für die zumindest ein auch für den "normalen Sprecher", also den Nicht-Sprachwissenschaftler, ambiguer Kontext gefunden werden kann. Man braucht kein Sprachwissenschaftler zu sein, um z.B. im Hintergrund der folgenden Aufhebung eine Opposition zu entdecken: Die finnische Regierung weist darauf hin, alte Lappen nicht wegzuwerfen (Hörbeleg). Im Gegensatz dazu wäre es aber schwierig, die klugen Studenten als eine Neutralisation der erwähnten Opposition anzusehen. Denn bei dieser Opposition geht es

darum, ob eine bestimmte Eigenschaft (Klugheit) der Größe X (Professoren) oder der Größe Y (Studenten) zugeordnet wird. Es sind also jeweils zwei Zuordnungsgrößen vorhanden. Im Falle von die klugen Studenten haben wir aber nur noch eine Zuordnungsgröße (Y: Studenten), demnach ist eine ambigue Zuordnung der Eigenschaft 'Klugheit' de facto ausgeschlossen. Dementsprechend kann ich das Syntagma die klugen Studenten mit dem Syntagma die kluge Professoren verehrenden Studenten nicht in Verbindung bringen.

4. Zum Schluß sollen die zwei Punkte, auf die es mir in diesem Vortrag angekommen ist, noch einmal hervorgehoben werden:

(1) Morphologisch diskontinuierlich Charakterisiertes muß nicht redundant sein, wenn man es vom vollen Umfang des Sprechens her und auf dem Hintergrund einer dynamischen Systemauffassung bewertet.

(2) Eine derartige Bewertung ist nur möglich, wenn man im allgemeinen der Ansicht ist, daß es der Aufweichung der scharfen Trennung von sog. systemorientierter und kommunikationsorientierter sprachwissenschaftlicher Arbeit bedarf.<sup>22</sup>

Natürlich bin ich mir darüber im klaren, daß die hier vertretene Systemauffassung enorme Schwierigkeiten hat, im Einzelfall darüber zu befinden, was nur funktionell, was funktionell und normal, was nur normal und was eine Refunktionalisierung des Normalen ist. Umso mehr genieße ich das Jandl-Gedicht "die tassen", das offensichtlich die Grenzen des Noch-so-und-nicht-anders-Verstehens zu ertasten sucht:

bet	stellen sie	die tassen	auf den	tesch
				perdon
	stellen sie	die tassen	auf den	tesch
				perdon
		die tassen	auf den	tesch
				perdon
			auf den	tesch
				perdon

nöhmen				
nöhmen				
nöhmen	sö	söch		
nöhmen	sö	söch	eune	
nöhmen	sö	söch	eune	tass
			eune	tass
				donke
				donke

eun stöck zöcker  
zweu stöck zöcker  
dreu stöck zöcker

donke  
zörka zweu stöck  
zöcker

folle  
folle  
hünuntergefolle

auf dön töppüch

neun

nur dör hönker üst weg

pördon

bötte bötte

Üch donke Ühnen.

#### LITERATUR

- ÁGEL, Vilmos (1991): Grammatische Korrektheit als typologisches Problem. Zugleich ein Plädoyer für eine neue "linguistische Weltanschauung" im Sprachunterricht. In: W. Biechela (Hg.): Deutsch-ungarische Beiträge zur Germanistik. Budapest, S. 93-103.
- ALBRECHT, Jörn (1988): Europäischer Strukturalismus. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick. Tübingen. (=UTB 1487)
- BÜHLER, Karl (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache /ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934/. Stuttgart, New York. (=UTB 1159)
- COSERIU, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen. (=UTB 1481)
- EISENBERG, Peter (<sup>2</sup>1989): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart.
- EROMS, Hans-Werner (1985): Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche, In: Deutsche Sprache 13, S. 306-326.
- FOURQUET, Jean (1970): Prolegomena zu einer deutschen Grammatik. Düsseldorf. (=Sprache der Gegenwart 7)

GAUGER, Hans-Martin (1970): Wort und Sprache. Sprachwissenschaftliche Grundfragen. Tübingen. (=Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 3)

--- (1976): Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft. München. (=Serie Piper)

--- (1981): "System, Norm und Rede" - wiedergelesen. In: H. Geckeler... (Hg.): Logos Semantikos: studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981 Bd.2. Berlin/New York/Madrid, S. 33-44.

--- (1990): Die Vorgabe der Sprache. In: H. Heckmann (Hg.): Alte Bekannte? Oder: Last und Lust der Tradition. München (=Dichtung und Sprache 9), S. 29-46.

HERINGER, Hans Jürgen (1988): Lesen lehren lernen: Eine rezeptive Grammatik des Deutschen. Tübingen.

HÖRMANN, Hans (1967): Psychologie der Sprache. Berlin/Heidelberg/New York.

--- (1971): Semantische Anomalie, Metapher und Witz. oder Schlafen farblose grüne Ideen wirklich wütend? In: Folia Linguistica 5, S. 310-330.

JANDL, Ernst (<sup>3</sup>1988): Augenspiel. Berlin.

JUHÁSZ, János (1985a): Normensicherheit - Normtoleranz. In: ders.: Die sprachliche Norm. Budapest (=Budapester Beiträge zur Germanistik 14), s. 261-283. /zuerst 1981/

--- (1985b): Systemlinguistische und soziolinguistische Aspekte der Norm bei der Beschreibung der deutschen Sprache. In: ders.: Die sprachliche Norm. Budapest (=Budapester Beiträge zur Germanistik 14); S. 69-84. /zuerst 1982/

--- (1986-88): Briefwechsel mit Klaus Heger und Wolfgang Müller.

LASZLÓ, Sarolta (1988): Mikroebene. In: P. Mrazović/W. Teubert (Hg.): Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Heidelberg, S. 218-233.

MEINHOLD, Gottfried (1986): Phonostilistische Ebenen in der deutschen Standardaussprache. In: DaF 23, S. 288-293.

PAPP, Ferenc (1984): The Russian of Hungarian people whose Russian is first-rate. In: ders. (Hg.): Contrastive Studies Hungarian-Russian. Budapest (=studia comparationis linguae hungaricae), S. 139-154.

- PASIERBSKY, Fritz (1981): Sprachtypologische Aspekte der Valenztheorie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen. In: ZPSK 34, S. 160-177.
- PÉTER, Mihály (1984): Das Problem des sprachlichen Gefühlsausdrucks in besonderem Hinblick auf das Bühlersche Organon-Modell. In: A. Eschbach (Hg.): Bühler-Studien Bd.1. Frankfurt am Main (=Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 481), S. 239-260.
- TESNIÈRE, Lucien (1959): Eléments de syntaxe structurale. Paris.
- WEIGAND, Edda (1987): Sprachliche Kategorisierung. In: Deutsche Sprache 15, S. 237-255.
- Weinrich, Harald (1967): Syntax als Dialektik (Bochumer Diskussion). In: Poetica 1, S. 109-126.
- (1976): Allgemeine Semantik der Metapher. In: ders.: Sprache in Texten. Stuttgart, S. 317-327. /zuerst 1967 als "Semantik der Metapher"/

#### ANMERKUNGEN

1. Auch in seinem 1981/1985 erschienenen Beitrag "Normensicherheit - Normentoleranz" deutet er in einer Anmerkung diesbezügliche Forschungspläne an (1985a:283): "Es gehört zu meinem Anliegen, sie /die Begriffe 'Hyperkorrektheit' und 'Redundanz'- V.Ä./ später empirisch zu ordnen und begrifflich eindeutiger zu gestalten."
2. Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, daß János Juhász eine prinzipielle Gegenüberstellung 'Sprachsystem' vs. 'Kommunikation' befürwortet hätte. Zwar hielt er eine solche Gegenüberstellung aus methodologischen Erwägungen heraus durchaus für möglich und u.U. notwendig, aber gerade sein Schaffen liefert eindrucksvolle Beispiele dafür, daß system- und soziolinguistische Überlegungen zur Versöhnung kommen können und sollen. Vgl. insbesondere Juhász 1985b.
3. Zum Problem vgl. z.B. Tesnière (1959:104); Weinrich 1967:112; Fourquet 1970:22f.; Pasierbsky 1981; Eroms 1985:314f.; László 1988 und Eisenberg 1989:286f.

4. Es ist sicherlich eine brisante Frage, ob das Funktionelle des Sprechens allein in der Gewährleistung der Verständigung (im Sinne der Bühlerschen Darstellung) besteht. (Vgl. Gauger 1981:38f.) Die Brisanz rührt, wie ich glaube, daher, daß man zwar theoretisch die Frage wohl nur verneinen kann, beim Experimentieren mit konkretem Sprachmaterial - vgl. das Jandl-Gedicht am Ende dieses Vortragstextes - bleiben jedoch höchstens die denotativen Werte des Textes - im Vergleich zu einem imaginären Hintergrundtext - einigermaßen konstant. Da Ausdrucks- und Appellwerte primär den Textsinn (im Sinne Coserius) und nicht die Bezeichnung betreffen, ist es so gut wie ausgeschlossen, daß sie konstant bleiben könnten.
5. Vgl. dazu Hörmann 1967:104 und Fourquet 1970:23.
6. Vgl. Meinhold 1986:288.
7. Vgl. Coseriu 1988:275f.
8. Vgl. Coserius Theorie des Sprechens (Coseriu 1988).
9. Natürlich wird hier nicht behauptet, daß die Auswahl der Wortformen eines Diskurses linear ("on line") motiviert wäre oder daß das Sprechen als einfacher Markov-Prozeß modelliert werden könnte. Als Textproduzenten verwirklichen wir globale und partielle kommunikative Ziele, Intentionen. Die grammatisch-lexikalische Gestaltung des Diskurses ist diesen untergeordnet. Als Textrezipienten sind wir - um ein Bild Heringers aufzugreifen - keine untrainierten Ratten, die wir alle Möglichkeiten im Satzlabirinth durchprobiert haben, bevor der Ausgang gefunden wird. (Zu den Routinen des grammatischen Verstehens vgl. Heringer 1988:11ff.).
10. Im Ungarischen kommt ein Pluralflexiv hinzu: az okosok /'die Klugen', jedoch ohne die Möglichkeit, mit hallgatók fortzufahren/, im Englischen muß ones herangezogen werden: the clever ones /aber nur anaphorisch/.
11. Daß dies kein wie auch immer geartetes Werturteil beinhaltet, versteht sich von selbst.
12. Vgl. dazu Papps Untersuchungen zur "Quasi-Korrektheit" (Papp 1984) und Ágel 1991.
13. Als Motto dieser Feststellung könnte Hörmanns leider nur in einer Fußnote geäußert Gedanken gelten: "Struktur ist auch ein psychologischer Begriff." (Hörmann 1971:316) Vgl. auch Gauger 1976:73-87.
14. Vgl. die überzeugende Argumentation in Weigand 1987 bzw. Coseriu 1988.

15. Ganz auf dieser Linie liegt auch die Bühler-Stelle über die empraktische Rede (Bühler 1982:154ff.), in der er feststellt, daß Sprache nur insoweit verwendet wird, damit das sich nicht aus der Situation selbst Ergebende ergänzt werde. Diskurse (sprachliche Äußerungen) wären daher zunächst einmal als situationsangemessen bzw. - unangemessen zu bewerten und nicht prinzipiell als systemkonform oder nicht.
16. Péter 1984:240. Nach Gauger (1990:45): "[...] für die Sprache ist Kommunikation ihr 'Worumwillen'. Man kann - in einem konsequenten Sinne - die Sprache gar nicht inkommunikativ verwenden."
17. Vgl. Gauger 1970:73; Weinrich 1976:319 und Coseriu 1988:210ff.
18. Aus dieser Auffassung würde z.B. folgen, daß man in der Wortbildung keinen Unterschied zwischen produktiven und nicht produktiven Morphemen machen könnte oder daß man das Problem der Produktivität gänzlich ins Sprachsystem verlagern müßte.
19. So kann man auch zwischen "niedrigeren" und "höheren" Formen der einzelsprachlichen Kreativität unterscheiden. Die Bildung einer Form wie z.B. Gehung, also die Anwendung des -ung-Musters auf geh-, würde ich beispielsweise im Vergleich zu einem Diskurssegment, in dem funktionssprachliche Grenzen (wie im Witz: Ein sächsischer Hundebesitzer hatte an seinem Garten die Warnungstafel angebracht: Vorsicht vor dem bißchen Hund) oder Grenzen zwischen Rängen der Sprache (wie im Witz: - Ach bitte, gibt es denn hier Schirme? - Ersten Stock. - Nein, nein. Erst'n Schirm.) aufgehoben würden, als eine niedrigere Form der einzelsprachlichen Kreativität ansehen.
20. Sicherlich kann man sich sogar Situationen vorstellen, in denen das inkorrekte Diskurssegment die kluge /Pause/ Professoren verehrenden Studenten als 'die klugen Professoren verehrenden Studenten' verstanden würde. An dieser Stelle ist auf die Kritik Jörn Albrechts (1988:229f.) hinzuweisen, daß es bisher noch nicht gelungen sei, "Satzakzent und Intonation überzeugend in ein umfassendes, einheitliches Grammatikmodell zu integrieren."
21. Es hat sich in der Diskussion herausgestellt, daß ich Klaus Hegers Gedanken über das Verhältnis der Opposition zu die klugen Studenten mißverstanden habe.

22. Diese Forderung nach Aufweichung sollte nicht als methodologische Schwäche ausgelegt werden. Jede methodologische "Saubereit" nämlich, die mit Vereinfachungen, Homogenisierungen und Hypostasierungen erkauft wird - vgl. etwa den berühmt-berüchtigten Begriff des "idealen" Sprechers/Hörers -, kann den Erkenntnisgewinn überhaupt in Frage stellen.

## GEMEINSAMKEITEN IM BEDEUTUNGSSPEKTRUM VON WÖRTERN EUROPÄISCHER SPRACHEN

### 1. Einführende Überlegungen<sup>1</sup>

Die Völker Europas führen ihre Kultur gemeinhin auf den Alten Vorderen Orient, speziell auf das Judentum und Christentum, ferner auf die griechische und römische Antike zurück. Aber auch realhistorisch ist ihre Geschichte seit deren Untergang durch eine Reihe gesamteuropäischer Ereignisse geprägt; ich nenne in diesem Zusammenhang nur die germanische Völkerwanderung und die Ausbreitung der Slawen, die Christianisierung und jahrhundertelange Kontakte mit dem Islam, die Idee der *translatio imperii* im Westen und im Osten mit allen Folgen der geographischen und geistigen Orientierung, die Reformation, Aufklärung und industrielle Revolution, schließlich den Kolonialismus und die beiden Weltkriege. Dem entspricht unter sprachhistorischem Aspekt das Faktum zweier fast 2000-jähriger Sprachklammern, nämlich des Lateinischen im Westen und des Griechischen im Osten, und damit verbunden die Tatsache weitgehender literarischer Gemeinsamkeiten.

Im Hinblick auf diese und viele andere interneuropäische Vernetzungen wird man berechtigt sein, im Singular von einer europäischen Kultur zu sprechen und diese eher als selbstverständlich gegliederte - Einheit wie als nationale Vielfalt zu begreifen. Die Zugehörigkeit der meisten Sprachen Europas zum Indogermanischen ist in der vorgetragenen Reihe gemeinsamer Geschichtszüge übrigens bewußt verschwiegen worden; sie mag zwar insgesamt das gezeichnete Bild nicht stören, genetisch-etymologische Gemeinsamkeiten der Sprachen einer Sprachfamilie sind aber etwas prinzipiell anderes als kulturgeschichtlich begründete Fakten eines Sprachbundes<sup>2</sup>. Das wird man in Ungarn ohne weitere Erklärung verstehen.

### 2. Die Gemeinsamkeitshypothese und ihre Exemplifizierung

Wenn man Sprachen, wie ich es tue, primär als historisch-soziale Gegebenheiten behandelt, dann müssen die soeben ange-deuteten historischen Verhältnisse zu einer wechselseitigen Beeinflussung aller europäischen Sprachen, auch derjenigen nicht indogermanischer Herkunft, und schließlich zu einem Maß

an Übereinstimmungen geführt haben, das ebenfalls vorhandene Übereinstimmungen der europäischen Sprachen mit anderen, z.B. tibeto-birmanischen, deutlich übersteigt oder als ageschichtlicher Provenienz<sup>3</sup> erweist. Es ist letztlich die alte Idee B.L. Whorfs (z.B. 1963, 78) eines Standard Average European<sup>4</sup>, die hier angesprochen ist.

2.1. Als europäisch kommen zunächst alle indogermanischen Sprachen Europas, außer dem Lateinischen und Griechischen also alle romanischen, germanischen und baltoslavischen sowie das Albanische, in Betracht; zweitens wären - und zwar gleichberechtigt - die nicht indogermanischen Sprachen des Geschichts- und Kulturraumes Europa zu nennen, also z.B. das Baskische, das Finnische, das Estnische, das Ungarische. Ob man auch das Türkische, das Arabische oder das Hebräische hinzurechnet, hängt von jeweils spezifisch zu treffenden Einzelentscheidungen ab, die den Kern der hier geführten Argumentation nicht berühren.

2.2. Die Art der angenommenen lingualen Gemeinsamkeiten reicht von der Silben- und Wortstruktur über den Wortschatz (einschließlich der Phrasematik), die Wortbildung, die Flexivik und Syntax bis zu den Mustern der Textbildung hin; sie betrifft die Ausdrucksseite der Sprache ebenso wie ihre Inhaltsseite, die etymologische und wortbildungsmorphologische Motivationsstruktur in gleichem Maße wie die Handhabung der Möglichkeiten der Tropik, darunter vor allem der Metaphorik.

2.3. In vorliegendem Zusammenhang soll ausschließlich von der Lexik die Rede sein, innerhalb dieser von den Gemeinsamkeiten der semasiologischen Felder (= Signifikate) des Simplexwortschatzes. Umgekehrt ausgedrückt: Es geht hier nicht um die sogenannte *Internationalismenforschung*, also das Anliegen, Ähnlichkeiten lexikalischer Ausdrucksseiten von Wörtern mehrerer Sprachen und damit verbundenen Bedeutungsverwandtschaften nachzuspüren (vgl. Braun/Schaeder/Vollmert 1990); und es geht auch nicht um die Erforschung der sogenannten *inneren Entlehnungen*<sup>5</sup>, darunter vor allem der Bedeutungsentlehnungen und der Lehnbildungen. *Internationalismen- und innere Lehnwortforschung* sind etablierte sprachhistorische Einzeldisziplinen mit eigenen Schulen, teilweise mit eigenen lexikographischen Textsorten<sup>6</sup> und eigenen Forschungseinrichtungen, auf jeden Fall mit einem allgemein als gewichtig anerkannten Gegenstand und mit einer Reihe beeindruckender Ergebnisse<sup>7</sup>. Sie stehen aber letztlich in einer *isolationistischen*<sup>8</sup> wissenschaftsgeschichtlichen Tradition; speziell die Erforschung der *Internationalismen* und der *Lehnbildungen* zeigt außerdem einen primären Bezug auf die Ausdrucksseite des Sprachzeichens; hinzu kommt, daß *Bedeutungsentlehnungen* und *Lehnbildungen* oft *sprachenpaarbezogen* untersucht werden. Es mag mit diesen Orientierungen zusammenhängen, daß folgendes *strukturelle* und *inhaltsseitige*

Faktum nie recht gesehen wurde: Hinter der Schicht der Internationalismen des Typs *Epoche* (deutsch) / *epoch* (engl.) / *epoche* (niederländ.) / *époque* (franz.), ferner hinter der Schicht paralleler Wortbildungen des Typs *Ausstellung* / *exposition* / *uitstelling* / *exposition* und schließlich hinter der Schicht entlehnter Einzelbedeutungen des Typs *Geist* 'Heiliger Geist' liegt ein hier hypothetisch als sehr umfänglich veranschlagter sprachbundkonstitutiver Grundstock von interlingual vergleichbaren semasiologischen Feldern (= Signifikaten). Auf den kürzest möglichen Nenner gebracht besteht er darin, daß sich das Signifikat vieler polysemer Wörter einer Sprache in anderen Sprachen des gleichen Sprachbundes in ansatzweise bis weitgehend ähnlicher (niemals natürlich: gleicher) Form wiederfindet, ohne daß die jeweils mit dem Signifikat verbundenen Ausdrucksseiten - wie bei den Internationalismen oder bei Erbwörtern einer Sprachfamilie - irgendwie auf ein gemeinsames Muster projizierbar sein müßten (wenn auch, nämlich bei genetisch verwandten Sprachen, oft sind).

2.4. Dies bedarf zunächst der Exemplifizierung, danach einiger Erläuterungen und schließlich der Problematisierung; als Beispiel diene das deutsche Wort *Haus*. Es hat nach Auskunft des Deutschen Universalwörterbuches des Duden (ff. = Du) und des Berliner Handwörterbuches der deutschen Gegenwartssprache (ff. = HdG) mit (in der Größenordnung) einem Dutzend Einzelbedeutungen (= Sememen) einen mittleren Polysemiegrad. Die Bedeutungen sind (hier gereiht, außerdem teils gekürzt wiedergegeben und geringfügig umformuliert):

1. 'Gebäude, das Menschen zum Wohnen dient'(Du 1a) / 'zum Wohnen dienendes Gebäude'(HdG)
- 1.1); Beispielsyntagma: *ein eigenes Haus haben*
2. 'Gebäude, das zu einem bestimmten Zweck errichtet wurde (bes. für Aufführungen von Opern, großen Schauspielen o.ä.)'(Du 1b) / inhaltlich ähnlich HdG 1.2; Beispielsyntagmen: *das erste Haus am Platze* / *Haus der Kultur*
3. 'Wohnung, Heim, in dem man ständig lebt'(Du 1c) / 'Räume, in denen man ständig wohnt'(HdG 1.3); Beispielsyntagma: *nach Hause gehen*
4. 'Gesamtheit der Hausbewohner'(Du 2a) / 'sämtliche Bewohner eines Wohnhauses'(HdG 2.1); Beispielbeleg: *das Haus war sich einig*
5. 'Personen, die sich in einem bestimmten Haus (im Sinne von 2) befinden'; darunter: 'Parlament', 'Theaterpublikum', 'Firma'(Du 2b) / teils ähnlich HdG (2.2); Belegbeispiel: *das Haus spendete Beifall*
6. 'Familie'(Du 2c) / ähnlich HdG (2.3); Beispielbeleg: *Grüße von Haus zu Haus!*
7. 'Haushalt, Wirtschaft, Hauswesen einer Familie'(Du 2d) / vergleichbar HdG (3); Beispielsyntagma: *jm. das Haus besorgen*

8. 'Dynastie, [Herrscher]geschlecht'(Du 3) / ähnlich HdG (2.4); Beispielsyntagma: das Haus Habsburg
9. 'Schneckengehäuse'(HdG 4) / Du nicht gebucht
10. 'Person, Mensch'(Du 4) / von Menschen (HdG 5); Beispielsyntagmen: *fideles* / *gelehrtes Haus*; *altes Haus*
11. 'Tierkreiszeichen in seiner Zuordnung zu einem Planeten'(Du 5a) / HdG nicht gebucht
12. 'einer der zwölf feststehenden Abschnitte, in die der Tierkreis eingeteilt ist'(Du 5b) / HdG nicht gebucht; Beispielbeleg: *Jupiter stand im zweiten Haus, als (...).*

Abb. 1: Semasiologisches Feld von dt. Haus

2.5. Es gehört nun zu den Schulauffassungen sowohl der Übersetzungswissenschaft wie der Lexikologie und entspricht zum mindesten im Deutschen der inneren Affinität einiger semantischer Schulen, insbesondere der Sprachinhaltsforschung, zu einer nationalen Beanspruchung der Sprache<sup>9</sup>, semasiologischen Feldern des vorgeführten Typs einen einzel-sprachspezifischen Status zuzuschreiben<sup>10</sup>. Anzahl und genauer Inhalt der Einzelbedeutungen sowie die assoziativen Beziehungen, die der Sprachbenutzer zwischen den Einzelbedeutungen annehmen mag oder der Sprachwissenschaftler zwischen ihnen setzt, gelten danach ausschließlich für die Einzelsprache. Kein Schüler kann dementsprechend ein einmal für eine bestimmte Bedeutung erlerntes fremdsprachiges Wort, z.B. engl. *house*, mit der Hoffnung auf eine mehr als zufällige Akzeptabilität auch für andere Bedeutungen, z.B. für das Kulturgebäude (obige Nr.2), für die Bewohner eines Hauses (Nr. 4) oder für ein Herrschergeschlecht (Nr. 8) gebrauchen, so wie es ja tatsächlich auch nicht ratsam sein dürfte, zu fragen: *how do you do, old house?*

2.6. Es geht also darum zu prüfen, ob sich das vorgeführte semasiologische Feld von deutsch Haus in ausgewählten anderen europäischen Sprachen partiell oder weitgehend wiederfindet. Dazu ist es zunächst notwendig, in einem ersten (onomasiologischen) Arbeitsschritt mittels je eines zweisprachigen Wörterbuches (logischerweise mit der Ausgangssprache Deutsch) jeweils diejenige fremdsprachige Worteinheit zu finden, die man unter der Voraussetzung des Verzichtes auf jede Problematisierung als Entsprechung (Heteronym) des deutschen Ausgangswortes auffassen kann. Im hier behandelten Beispiel wären dies z.B. engl. *house*, nl. *huis*, franz. *maison*, ital. *casa*, port. *casa*, ung. *ház*, schwed. *hus*, tschech. *dum*, russ. *dom*. In einem daran anschließenden zweiten, nunmehr semasiologischen Arbeitsschritt sind die gefundenen Entsprechungen mittels ein- oder zweisprachiger Wörterbücher auf ihr jeweiliges semasiologisches Feld zu befragen. Bringt man das Ergebnis dieser Prüfung in eine Matrix, so erhält man folgendes Bild (vgl. Abb. 2):

Signifikate	→ Wort/Sprache		dt. Haus	engl. house	nl. huis	franz. maison	ital. casa	port. casa	ung. ház	schwed. hus	tschech. dům	russ. дом
	↓	↑										
1. 'Gebäude zum Wohnen'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
2. 'Gebäude für andere Zwecke'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
3. 'Wohnung, Heim'	X	(X)	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
4. 'Gesamtheit der Hausbewohner'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
5. 'Personen eines Gebäudes, Parlament, Publ... Firas'	X	X	X	X	(X)	(X)	X	X	X	X	(X)	(X)
6. 'Familie'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	
7. 'Haushalt, Wirtschaft'	X	X	X	X	(X)	X	X	X	X	X	X	
8. 'Dynastie'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X		X
9. 'Schmuckgehäuse'	X	X	X	X	(X)				X			
10. 'von Personen'	X		X					X	X			
11. 'Tierkreiszeichen'	X	(X)	X					X	X			
12. 'Abschnitt [...]'	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X		X
					[...]	[...]	[...]	[...]	[...]	[...]		

Abb. 2: Das Bedeutungsspektrum einiger europäischer Entsprechungen von dt. Haus

Legende: X = als gleich beurteilte Einzelbedeutung; (X) = als ähnlich beurteilte Einzelbedeutung; [...] weitere, hier nicht verzeichnete Einzelbedeutungen der Haus-Wörter

2.7. Das Ergebnis ist - zumindest für das Beispiel - nach meinem Urteil insofern erstaunlich, als sich die das semasiologische Feld bildende Kollektion der Einzelbedeutungen von dt. Haus im Englischen, Niederländischen, Französischen, Italienischen, Portugiesischen, Ungarischen, Schwedischen, Tschechischen und Russischen in großenteils bis weitestgehend ähnlicher Form wiederfindet, und zwar - die kulturbezügliche Ausgangsthese bestätigend - über die genetischen Gruppenbildungen der erwähnten Sprachen hinweg. Vollständig fällt keine einzige, weitgehend (außer für das Portugiesische) nur die Bedeutung 10 ("von Personen") aus dem Vergleichsrahmen heraus; selbst für das Niederländische ist sie nicht belegt, was bis auf weiteres wiederum als Zeichen dafür gewertet werden kann, daß nicht die genetische Verwandtschaft (in diesem Fall mit dem Deutschen), sondern kulturelle Zugehörigkeiten den Ausschlag für die Zusammensetzung semasiologischer Felder geben; unter diesem Aspekt steht das Niederländische z.B. dem Französischen nun mal eben so nahe wie dem Deutschen. - Die Ähnlichkeit der Bedeutungsfelder zeigt sich auch darin, daß die am unteren Ende der Matrix mit dem Zeichen [...] angedeuteten weiteren einzelsprachlichen Bedeutungen des jeweiligen Haus-Wortes pro Sprache erstens nicht sehr zahlreich sind und zweitens oft an der fachsprachlichen Peripherie des Wortschatzes liegen. Ich nenne übrigens Übereinstimmungen der aufgewiesenen Art *Europäismen*<sup>11</sup>; zur Unterscheidung von phraseologischen, wortbildungsmorphologischen, flexionskategorialen usw. Gemeinsamkeiten könnte man das Attribut *lexikalisch-semantisch* verwenden.

2.8. Ist man bereit, das Ergebnis so unproblematisch hinzunehmen, wie es vorgetragen wurde, und ist man zweitens bereit, es zum mindesten teilweise zu generalisieren, dann bedeutet es z.B. für den Sprachlernenden, daß er nicht Einzelbedeutungen, sondern Wortentsprechungen erwirbt und dabei eine gewisse Chance hat, ein normalerweise in einem bestimmten kommunikativen Zusammenhang, d.h. einzelbedeutungsspezifisch erworbenes fremdsprachiges Wort in anderen kommunikativen Zusammenhängen akzeptabel so anzuwenden, wie es ihm seine Erstsprache vorgibt. Für den Übersetzer gilt Analoges: Ein in einem Ausgangstext in mehreren Bedeutungen gebrauchtes Wort muß im Zieltex nicht notwendigerweise durch eine jeweils wechselnde lexikalische Einheit ersetzt werden; ein im Ausgangstext aus unterschiedlichen Gründen<sup>12</sup> nicht monosemiertes Wort zwingt den Übersetzer nicht notwendigerweise zur Monosemierung und damit zu Äquivalenzverzerrungen, die in der Regel zu subtilen textlichen Anschlußproblemen führen; auf Polysemie beruhende literarische Fiktionen, darunter die sog. metaphorischen Entgrenzungen, aber auch alle Formen des Polysemiewitzes, können sich durchaus als wortwörtlich übersetzbar erweisen. Die Existenz ähnlicher semasiologischer Felder in den Einzelsprachen eines Sprachbundes setzt interlingual ähnliche assoziative Beziehungen zwischen den

Einzelbedeutungen voraus; etwas detaillierter ausgedrückt: es werden ähnliche lexikalisierte Tropen, darunter vor allem Metonymien und Metaphern, ähnliche Generalisierungen und z.B. fachsprachliche Spezialisierungen, auch ähnliche Wertungen vorausgesetzt. Man könnte - sicher etwas reißerisch - von einer europäischen Assoziations- und Bildgemeinschaft sprechen. Konsequenz zu Ende gedacht, würde der Vereinheitlichungsstrang der europäischen Wortgeschichte dazu führen, daß Wortschätze nur noch ausdrucksseitig, nicht aber inhaltsseitig voneinander differieren; Übersetzung würde sich dann als Etikettenaustausch vollziehen. Es hat übrigens im Laufe der Wissenschaftsgeschichte schon einmal darauf hinauslaufende, allerdings nicht historisch begründete, sondern rein darstellungsfunktional orientierte Bestrebungen gegeben: In den Sprachkonzeptionen der Aufklärung waren die einfacheren Geister der Meinung, durch zunehmend objektive und differenzierte Erkenntnis der Realität zu einem bei allen Sprachvölkern gleichen Begriffsinventar und über eine 1 : 1-Entsprechung von lexikalischer Einheit und Begriff zu einer inneren Angleichung der Sprachen zu kommen.

### 3. Probleme der methodischen und theoretischen Absicherung der Hypothese

Bevor ich den Faden von Überzeichnungen und Vereinseitigungen der gerade vorgenommenen Art fortspinne (im doppelten Sinne des Wortes), scheinen mir einige Überlegungen zur methodischen und theoretischen Absicherung der Europäismus-These notwendig zu sein. Es ist ja trotz der immer wieder gebrauchten Vorsichtsklauseln, trotz der distanzierenden Konjunktive usw. nicht zu verkennen, daß das an Hand des Beispiels suggerierte Bild erstens praktikable Methoden zu seiner Gewinnung unterstellt und zweitens von sprachtheoretischen Vereinfachungen geradezu wimmelt. Um es noch deutlicher zu sagen: Es ist an Primitivität kaum zu überbieten.

3.1. Zu den - bisher wahrscheinlich gar nicht aufgefallenen - Vereinfachungen im Vorfeld der Untersuchung zählt bereits die Tatsache, daß ich immer von *Sprache* bzw. *Sprachen* im Sinne von 'historischer Einzelsprache' gesprochen, diese unter der Hand aber mit einer ihrer Varietäten, nämlich der grammatisch und lexikalisch seit maximal 5 Jahrhunderten, oft erst seit jüngster Zeit als Leitgröße festgelegten Hochsprache (von mir aus auch: Standardsprache, Schriftsprache, Literatursprache usw.) gleichgesetzt habe. Damit werden alle vor der Norm-Phase der Geschichte einer Einzelsprache liegenden Sprachstufen, alle außerhalb des Entstehungsraumes der Leitvariante existenten Raumvarietäten und alle nicht von ihrer Trägerschicht gebrauchten Soziolekte aus der Betrachtung ausgeschlossen. Dies kann speziell bei den jüngeren als Einzelsprache etablierten oder gar erst propagierten Verständigungsmitteln dazu führen, daß man sich einen Gegenstand

setzt, der in jedem Fall - auch für das Französische, Italienische, Deutsche - nur den kleineren, oft nur einen zeitlich, räumlich und sozial peripheren Teil desjenigen umfaßt, was eine Einzelsprache wirklich ist, nämlich eine Gesamtheit von Historiolekten, Dialekten, Soziolekten, Fachsprachen usw. Eine solche Einschränkung mag aus Gründen methodischer Praktikabilität unumgebar sein; sie fordert aber - wie auch immer das durchzuführen sein mag - einen eigenen Untersuchungsteil, dessen Anliegen ich hier mal mit der Formulierung "Hineinstellung des hochsprachenbezogenen Ergebnisses in die Geschichte, in den Raum und in die Sozialität" andeuten will und der später wieder aufgegriffen wird (vgl. 4.3.). Ich nenne das damit angesprochene Problem das *Varietätenproblem*.

3.2. Ein methodisches Problem besthet darin, wie folgende Informationen gewonnen werden: a) das am linken Rand der Matrix von oben nach unten aufgelistete, dem irgendwie gewählten Ausgangszeichen (im Beispielfall also dem dt. Wort *Haus*) zugeschriebene semasiologische Feld, b) die dem Ausgangszeichen zugeordneten Heteronyme (auch hier sei noch vorausgesetzt, daß dies pro Sprache eine einzige Einheit ist), c) das dem jeweiligen Heteronym seinerseits eigene semasiologische Feld. Generell wird man antworten können, daß die gewünschten Informationen durch Wörterbücher geliefert werden müßten, und zwar Informationstyp a) durch ein einsprachiges semasiologisches, Typ b) durch ein zweisprachiges und Typ c) entweder wiederum durch ein einsprachiges semasiologisches oder durch ein zweisprachiges am günstigsten mit derjenigen Sprache als Zielsprache, der das Ausgangszeichen angehört. Alle Wörterbücher haben einigen äußeren Kriterien zu genügen; so sollten sie unbedingt einen ungefähr gleichen Umfang haben, also z.B. entweder jeweils Einbänder oder nationale Monumentalwerke in der Größenordnung von 30 Bänden sein, um einem einigermaßen einheitlichen Differenzierungsgrad der Information zu gewährleisten. Sie sollten ferner eine gewisse innere Homogenität haben, also z.B. generell synchron angelegt sein, in der Art der Bedeutungserläuterung nicht unkontrolliert zwischen verschiedenen Erläuterungstypen (etwa der Umfangserläuterung, der Definition, der Synonymenangabe) und semantischen Strukturmustern (etwa dem generisch-anzugliedernden und dem reihenden<sup>13</sup>) schwanken und ein prinzipiell deskriptives Verhältnis zu allen Typen von Lemmazeichen (auch zum Fremdwort, zum Neologismus usw.) haben. Wenn man für die unter Punkt c) genannte Information zweisprachige Wörterbücher heranzieht, sollten diese konsequent für die Herübersetzung konzipiert sein; nur dann nämlich verwenden sie überwiegend phrastische Erläuterungstypen, die die unabdingbare Voraussetzung für die Lösung des später zu thematisierenden (vgl. Punkt 6) Äquivalenzproblems sind<sup>14</sup>. Das alles heißt natürlich, daß die geforderten Wörterbücher mit den geforderten Eigenschaften vorhanden sein müssen. Schon

diese Voraussetzung ist für die einzelnen Sprachen in höchst unterschiedlicher Weise erfüllt; speziell zweisprachige Herübersetzungswörterbücher (wie oben gesagt: am günstigsten mit der Sprache des Ausgangszeichens als Zielsprache, de facto für mich also Deutsch), dürften in der geforderten Homogenität und Qualität nicht für alle interessierenden Sprachen zur Verfügung stehen. Auf einsprachige Wörterbücher auszuweichen, würde den Untersuchenden auf diejenigen Sprachen zurückwerfen, die er zumindest passiv beherrscht. Ich nenne das damit angesprochene Problem das *Wörterbuchexistenzproblem*.

3.3. Diesem stellt sich das noch ungleich schwierigere *Wörterbuchvergleichsproblem* an die Seite: Selbst wenn für hinreichend viele Sprachen die gewünschten, in sich homogenen Wörterbücher vorliegen sollten, ist - abgesehen von direkten Abhängigkeitsverhältnissen - in aller Regel nicht damit zu rechnen, daß selbst gleiche objektsprachliche Verhältnisse auch in gleicher Weise dargestellt werden. Folgende Differenzen scheinen mir bereits innerhalb der Lexikographie einer Einzelsprache unumgebar zu sein:

- Ein Wörterbuch A gliedert ein semasiologisches Feld in beispielsweise ein halbes Dutzend, ein Wörterbuch B in eine deutlich größere Anzahl von Einzelbedeutungen.
- Ein Wörterbuch A trennt prinzipiell die sog. eigentlichen von allen uneigentlichen Gebrauchswesen, ein Wörterbuch B neigt eher zur Zusammennahme des assoziativ Verbindbaren.
- Die Grenze zwischen dem semantischen Zentrum eines Wortes und seiner fach-, gruppen-, sondersprachlichen, literarischen literarischen usw. Peripherie ist nicht allgemein verbindlich zu ziehen.
- Die Kriterien der Bedeutungsgliederung können (z.B. aus ideologischen Gründen) so differieren, daß eine Bedeutungseinheit 'a' des einen Wörterbuches in einem anderen Wörterbuch auf mehrere semantische Positionen verteilt ist.
- In jedem Wörterbuch werden die angesetzten Einzelbedeutungen in einer jeweils spezifisch begründeten Reihenfolge dargeboten; die Erläuterung der Einzelbedeutungen muß die gewählte Reihenfolge irgendwie durchsichtig machen; das bedingt inhaltliche Beschreibungsteile, die bei einer anderen Reihenfolge hätten unterbleiben können oder anders ausformuliert werden müssen.
- Es gibt keine durchschlagenden Gründe für die meistverwendeten beiden Strukturtypen der Bedeutungserläuterung, nämlich den generisch ausgliedernden und den reihenden. Beide Typen verlangen die Nennung oder Auslassung oder jeweils spezifische Formulierung inhaltlicher Merkmale.

Wenn bereits innerhalb der lexikographischen Beschreibung der Einzelsprache - also bei gleichem Gegenstand - derartig viele Differenzen möglich sind, dann wird man beim Vergleich von

Wörterbüchern mehrerer Sprachen, da sie ja in jeweils eigenen geschichtlichen Traditionen und kultursoziologischen Zusammenhängen stehen, selbst bei Voraussetzung weitgehender Ähnlichkeit der zu beschreibenden semasiologischen Felder Beschreibungsdifferenzen als den Normalfall ansehen.

3.4. Mit dem Wörterbuchexistenzproblem und dem Wörterbuchvergleichsproblem hängt das Problem der Gestaltung des semasiologischen Feldes am linken Rand der Matrix zusammen. Es stellt sich gleich in doppelter Weise, und zwar deshalb, weil sein Status zweifach konzipiert werden kann, erstens nämlich als einzelsprachgebundene, zweitens als Übereinzelsprachliche Gegebenheit, wobei *übereinzelsprachlich* hier zu definieren wäre als 'aus mehreren europäischen Sprachen konstruiert'. So wie es in obiger Matrix gehandhabt wurde, hat es - deutlich erkennbar durch seine Bindung an ein Ausgangszeichen - den erstgenannten Status.

Damit stellt sich die Frage, ob man das Ausgangsfeld so aufführen sollte, wie es ein einziges, z.B. das für die Untersuchung geeignetste Wörterbuch der Ausgangssprache vorgibt, oder ob man mehrere Wörterbücher heranziehen und auf Grund von deren Gestaltungen ein für den Untersuchungszweck eigenes Feld konstruieren sollte. Ich selbst habe diesen letzteren Weg vorsichtig beschritten, indem ich die Bedeutungseinheiten der beiden Bezugswörterbücher aus ihrer hierarchischen (1 Stufe) Anordnung herausgelöst, danach durchnummeriert und in eine geringfügig veränderte Reihenfolge gebracht habe. Würde man sich an ein einziges Wörterbuch halten, wäre man gezwungen, selbst die unsinnigsten Bedeutungsansätze, die es auch in guten Darstellungen immer mal gibt, sowie offensichtliche Lücken zu übernehmen.

Die Konstruktion eines außereinzelsprachlichen Ausgangsfeldes hätte sich auf Wörterbücher aller in die Untersuchung einbezogenen Sprachen zu stützen. Für die Heteronyme von dt. Haus wäre dabei eine ganze Reihe weiterer Bedeutungseinheiten zu berücksichtigen gewesen, darunter z.B. 'stoffliche Hülle des Menschen' (z.B. nl.), 'Gehäuse einer Mechanik' (z.B. nl., ung.), 'Auge einer Art, Haue oder ähnlicher Geräte' (z.B. nl.), 'Knopfloch' (z.B. port.), 'Dekade im Menschenalter' (z.B. port.). Diese Einheiten halten sich pro Einzelsprache zwar in zahlenmäßig überschaubaren Grenzen, addieren sich über die rund 60 europäischen Sprachen hinweg aber zu einer langen und (aus hier nicht darstellbaren Gründen) prinzipiell offenen Reihe. Damit erweist sich ein außereinzelsprachliches Ausgangsfeld als methodisch letztlich nicht handhabbar.

3.5. Mit dem Ausdruck *Heteronymenproblem* soll das Faktum angesprochen werden, daß die bisher immer gemachte Annahme, für ein Ausgangszeichen (wie dt. Haus) gebe es in jeder Sprache ein einziges Heteronym, darstellungstechnisch zwar sinnvoll gewesen sein mag, prinzipiell aber schon deshalb an

der Realität vorbeigeht, weil das Ausgangszeichen polysem sein muß und die vollständige Gleichheit eines semasiologischen Feldes zweier Sprachen einen de facto höchstens zufällig eintretenden Grenzfall bilden dürfte. Sollte er - z.B. bei einem für die hier diskutierten Zwecke völlig uninteressanten bisemen Wort - für zwei Sprachen tatsächlich einmal nachweisbar sein, dann ist immer noch mit der Synonymiemöglichkeit in der Zielsprache zu rechnen. Kurzum: wenn man ein beliebiges polysemes Wort in einem zweisprachigen Wörterbuch auf seine zielsprachlichen Entsprechungen befragt, dann erhält man deren jeweils eine ganze Reihe. Für dt. Haus sind dies z.B. im Englischen mindestens die folgenden: *house, building, home, firm, household, family*; im Niederländischen sind es mindestens: *huis, woning, woonhuis, gebouw, ruimte, zaal, firma, zaak, bedrijf, bewoners, gezin, familie, huishouding, geslacht, dynastie, kerel, vriend, jongen, koker, oog*<sup>15</sup>. Dies bedeutet methodisch, daß jeweils die gesamte Reihe der Heteronyme auf Gemeinsamkeiten ihrer semasiologischen Felder zu überprüfen ist<sup>16</sup>. Selbstverständlich ist hier mit Heteronym auch das partielle mitgemeint.

3.6. Mit der Nennung des partiellen Heteronyms bin ich beim schwierigsten Problem des ganzen Verfahrens; ich will es das Äquivalenzproblem nennen. Es besteht darin, daß man auf grund der Bedeutungserläuterungen in den Wörterbüchern zu entscheiden hat, wann ein Semem des Ausgangsfeldes mit einem Semem des Heteronyms als äquivalent angesetzt werden kann. Entscheidungen dieser Art sind ausgesprochen kühn; in der Sicht der strukturalistischen Semantik z.B. sind Einzelbedeutungen ja immer genau so geschnitten, wie es der Stellenwert in der Struktur des betroffenen Wortschatzausschnittes, mit anderen Worten: die semasiologische und onomasiologische Vernetzung vorgibt. Da dieser Zusammenhang aber von Sprache zu Sprache immer irgendwo, oft deutlich, oft erst bei näherem Hinsehen differiert, kann es so etwas wie absolute Äquivalenz schon im darstellungsfunktionalen Teil von Sememen de facto nicht geben. Auch in jeder anderen vernünftigen Semantik ist dies ausgeschlossen: Eine hundertprozentige Deckung von Sememen muß als zumindest praktisch irrelevanter Grenzwert verstanden werden. Trotzdem gibt es natürlich Fälle, in denen Einzelbedeutungen einander so ähnlich sind, daß man jedem Schüler sagen kann: z.B. dt. Haus im Sinne von 'Dynastie' heißt im Englischen *house* und im Niederländischen *huis*, und dieses Heteronym kannst Du, z.B. bei Deinen Übersetzungen, ohne langes Nachdenken verwenden. Umgekehrt gibt es ähnlich klare Fälle; ich finde z.B. in den Wörterbüchern kein Beispiel dafür, daß es zu der im Deutschen möglichen personenbezogenen Verwendung von Haus (etwa in: altes Haus als Anrede) im Engländischen und Niederländischen irgendeine Parallele mittels *house* oder *huis* gäbe.

3.6.1. Eine hohe Anzahl aller zu entscheidender Fälle dürfte irgendwo zwischen Äquivalenz und Nichtäquivalenz liegen, also in den Bereich der partiellen Heteronymie fallen. Der Untersuchende ist in diesem Falle ebenso wie der Autor zweisprachiger Wörterbücher gehalten, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob er ein Semem der Ausgangssprache und ein irgendwie ähnliches Semem einer anderen Sprache trotz gewisser Bedenken noch als das gleiche behandeln soll oder ob ihm die Differenzen als so erheblich erscheinen, daß er trotz aller Ähnlichkeiten doch von Sememverschiedenheit sprechen muß. Die notwendigen Entscheidungen sind nicht verbindlich aus dem Material ablesbar, da es keinen Punkt auf der Skala zwischen Gleichheit und Verschiedenheit gibt, von dem man sagen könnte: bis hierher lag noch das Gleiche und von hier an liegt etwas Anderes vor. Und es gibt keine praktikablen Verfahren, etwa strukturalistischer Oppositionsbildung, die hier in der Weise angewandt werden könnten, daß mehrere Lexikographen - bei Voraussetzung richtiger Verfahrenshandhabung - notwendigerweise zu einem gleichen Urteil kämen. Die größte Akzeptabilität der Entscheidungen wird wahrscheinlich durch eine Kombination sachbezoglicher und pragmatisch-kulturpädagogischer Kriterien erreicht. Zu ersteren zählen die Kenntnis des Gesamtbefundes, die Beachtung der für den wissenschaftlichen Zweck der Untersuchung relevanten Materialbesonderheiten und die fortwährende Kontrolle der für andere Einheiten bereits getroffenen Entscheidungen, zu letzteren wären die kulturpädagogischen Ziele der Untersuchung zu rechnen, die bestimmte Gewichtungen und im einzelnen ein einmal etwas enger, einmal etwas weiter bemessenes Urteil zulassen.

3.6.2. Insbesondere folgende Differenzen (und ihre Kombinationen) gehören zu den regelhaft auftretenden Entscheidungsfällen:

- unterschiedlicher Generizitäts- bzw. Spezifizitätsgrad von Sememen (systemtranszendente Hyperonymie),
- unterschiedliche Richtung mehrerer Generalisierungen (systemtranszendente Kohyperonymie),
- unterschiedliche Nuancierungen von Sememen auf einer gleichen Generizitätsebene,
- Pejorierungen, Melliorisierungen, axiomatische Neutralisierungen von Sememen,
- Nebeneinander von sog. eigentlicher Bedeutung und tropischen Verwendungen aller Art, darunter vor allem Metaphern, Metonymien, Synekdochen,
- graduelle Gegenordnung von Sememen (systemtranszendente Antonymie),
- perspektivische Gegenordnung (systemtranszendente Konversonymie).

3.7. Ein eigenes Problem innerhalb des Äquivalenzproblems bilden die Phraseme (*Phrasemproblem*), also diejenigen

Einheiten, die größtenteils dadurch charakterisiert sind, daß ihre Bedeutung nicht mit der Bedeutung ihrer Bestandteile identisch ist. Könnte man sie insofern einfach aus der Betrachtung ausschließen, so ist andererseits doch zu betonen, daß schon die Grenze zwischen freier und phrasematischer Verwendung lexikalischer Einheiten nicht verbindlich festgelegt werden kann und daß ferner das phrasematische Verwendungsspektrum regelhaft durch assoziative Beziehungen an die freie Verwendung rückgekoppelt ist. Diese Beziehungen können sich auf eines und auf mehrere Sememe beziehen, sie können sehr eng, sie können locker und sie können verdunkelt sein; demgemäß spricht man ja von ansatzweiser, teilweiser, vollständiger Phrasematisierung. Es gibt keinen Punkt, von dem man sagen könnte: Bis hierhin stelle ich Phraseme noch zu einer bestimmten Bedeutung und von hier ab nehme ich einen Grad der Verschiedenheit an, der mich berechtigt, das Phrasem aus dem Spiel zu nehmen.

3.8. Schließlich soll das *Verifikationsproblem* noch angesprochen werden. Es besteht darin, daß man selbst bei erfolgreicher Durchführung der Untersuchung, also dem Nachweis der Existenz schwer bestreitbarer interlingualer Ähnlichkeiten von semasiologischen Feldern, keineswegs einen Beweis dafür hat, daß die Ausgangshypothese, nämlich die kulturgeschichtliche Begründung der Ähnlichkeiten, stimmt. Universalistische Möglichkeiten semantischer Assoziation, von den Sprechern verschiedener Sprachen jeweils eigenständig vollzogen, können theoretisch genau so gut dafür verantwortlich sein wie die hier unterstellte zwei- bis dreitausendjährige gemeinsame Geschichte. Warum sollten nicht die Sprecher z.B. einer Bantusprache von sich aus auf die Idee kommen, ihr Wort für 'Haus' auch auf die Hausbewohner, auf die Familie oder auf das Herrschergeschlecht anzuwenden? Um diese Erklärungsmöglichkeit auszuschließen, ist eine Kontrolluntersuchung aus nicht europäisch beeinflussten Sprachbünden vorzunehmen. Führt diese zu dem Ergebnis, daß sich das in obiger Matrix vorgestellte Bild von demjenigen für Sprachen anderer kultureller Zugehörigkeit nicht, nicht wesentlich oder nicht nach erkennbaren Regeln unterscheidet, wäre die Europäismus-These aufzugeben.

#### 4. Vorläufige Beurteilung und Perspektiven

Die Entscheidung darüber, ob eine methodisch und theoretisch einigermaßen abgesicherte Untersuchung von Europäismen trotz der Liste der gerade vorgetragenen Probleme möglich ist, läßt sich erst nach Durchführung einiger Pilotuntersuchungen treffen. Ein im Sommer-Semester 1990 in Heidelberg zusammen mit Baldur Panzer abgehaltenes Hauptseminar führte zu einer nach meinem Urteil insgesamt positiven Perspektive. Es wurden außer einigen Detailuntersuchungen Referate und Hausarbeiten zu folgenden Ausgangswörtern angefertigt:

Haus, Hof, Küche, Stall, Mauer, Wand, Schule,  
Wurzel, Baum, Stamm, Ast, Zweig, Blatt, Frucht,  
Arm, Bein, Fuß, Hand, Herz, Kopf, Zunge, Gesicht, Körper,  
Stoff, Wasser, Feuer, Land,  
Aas, Arbeit, Fall, Sack, Spiegel, Wolf,  
gut, schlecht, schön.

Die für die einzelnen Wörter unterschiedlich berücksichtigten Sprachen waren: Englisch, Niederländisch, Deutsch, Schwedisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Tschechisch, Bulgarisch, Russisch, Albanisch, Ungarisch sowie die alten Sprachen Latein und Griechisch.

4.1. In einigen Fällen war die Untersuchung unergiebig; in der Regel führte sie zur Feststellung erstaunlicher Gemeinsamkeiten. In keinem Falle mußte wegen der Wörterbuchvergleichsproblematik auf eine Darstellungsübersicht verzichtet werden, auch wenn die in diesem Beitrag gewählte Matrixform einigen Kommilitonen als zu einfach erschien und in einer im einzelnen unterschiedlichen Weise modifiziert wurde. Ich werte dies als einen Beweis dafür, daß das Verfahren in seinem Kern praktikabel ist. Lediglich für die Phraseme sind eigene Beschreibungs- und Vergleichsverfahren zu erarbeiten. Die gefundenen Ergebnisse lassen darauf schließen, daß die etymologische Verwandtschaft von Heteronymen - wiederum von Ausnahmen abgesehen - keinen nennenswerten Einfluß auf den Grad an Gemeinsamkeiten hat; dies liegt durchaus im Sinne der Hypothese. Eine Voraussage darüber, welche Klassen von Wörtern es sind, die einen überdurchschnittlich hohen Bestand an Europäismen aufweisen, ist noch nicht möglich. Ebenso kann noch nichts darüber gesagt werden, auf welchen signifikant internen semantischen Beziehungen Europäismen vorwiegend beruhen (also z.B. auf Generalisierungen oder Spezifizierungen, auf Metonymien oder Metaphern).

4.2. Zum Schluß soll noch angedeutet, aber nicht mehr ausgeführt werden, in welchen Richtungen das Verfahren ausbaubar und damit auch das Varietätenproblem zu meistern ist: Unter der Voraussetzung, daß die Wörterbücher<sup>17</sup> die erfragte Information liefern, kann jede Einheit des (immer hochsprachlichen) semasiologischen Ausgangsfeldes und entsprechend der Felder aller Heteronyme durch indexartige Kennzeichnungen charakterisiert werden, darunter

- durch das Datum des historischen Erstbelegs zu einem Semem (Neosemantismus, dazu: Klare 1977; Kesselring 1990),
- durch Angabe der räumlichen Lagerung eines Semems,
- durch Angabe seiner schichten- und gruppensoziologischen Bindungen.

Das Bild würde sich etwa wie folgt gestalten: Semem X (1376; oberdeutsch; grundsichtig).

In weiteren Ergänzungsschritten können die in der modernen Hochsprache nicht vertretenen und daher im Ausgangsfeld nicht erscheinenden Sememe der Mundarten, Historiolekte und Soziolekte einbezogen werden (wiederum mit Zeit-, Raum- und Sozialindex). Auf diese Weise werden Entlehnungsschübe und ihre räumliche und soziale Trägerschaft in europäischem Rahmen erkennbar. Auch Auskünfte über das Verhältnis von Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft im Sinne von Zabrocki werden wahrscheinlich.

4.3. Theoretisch läßt sich nach dem in diesem Beitrag Vorgetragenen ein neuer Wörterbuchtyp, nämlich das Sprachbundwörterbuch (hier: Europäismenwörterbuch), begründen. Es hätte als Stichwort ein Lemmazeichen einer als Bezugssprache gewählten Ausgangssprache. Die darüber vermittelte Information würde erstens die Heteronyme anderer Sprachen des Sprachbundes und all diejenigen Bedeutungen des Ausgangszeichens und seiner Heteronyme betreffen, die für mindestens zwei der berücksichtigten Sprachen nachweisbar sind. Auch der Ansatz eines mehrgliedrigen, nämlich aus allen Heteronymen der berücksichtigten Sprachen bestehenden Sticheintrags ist denkbar (mit einigen technischen Konsequenzen für den Erläuterungsteil). Das Wörterbuch kann mit synchroner, syntopischer und synstratischer wie diachroner, diatopischer und diastratischer Anlage konzipiert werden. Eine für den Wortkundeunterricht der Gymnasien brauchbare pädagogische Sonderform ließe sich leicht ableiten.

#### ANMERKUNGEN

1. Dieser Artikel wurde zwar von mir geschrieben, alle behandelten Inhalte wurden aber mit Baldur Panzer, Heidelberg, insbesondere in Verbindung mit einem Seminar "Übungen zum europäischen Wortschatz" (SS 1990), diskutiert.
2. Zur Unterscheidung von Sprachfamilie und Sprachbund vgl. Bußmann 1990. jeweils s.v.: "**Sprachbund**. Gruppe von geographisch benachbarten, genetisch nicht oder nur marginal verwandten Sprachen, die aufgrund wechselseitiger Beeinflussung (Adstrat, Sprachkontakt) Konvergenzerscheinungen aufweisen". **Sprachfamilie**. Sprachen, die miteinander genetisch verwandt sind, d.h. auf eine gemeinsame Ursprache zurückgehen, bilden eine Sprachfamilie".

3. Mit diesem Zusatz wird auf die sog. Universalien angespielt, die sich einer geschichtlichen Betrachtung entziehen.
4. In der deutschen Übersetzung (Whorf 1963, 78) heißt es: Standard Durchschnittseuropäisch.
5. Letztlich im Sinne von Betz, vgl. dens., z.B. 1974.
6. Gedacht sei z.B. an das Internationalismenwörterbuch (vgl. Hausmann 1990); Wörterbücher des inneren Lehngutes sind allerdings vorerst noch bloß eine wissenschaftliche Forderung (vgl. Bäcker 1975.)
7. Vgl. z.B. die Einzelartikel des Kapitels *Das Deutsche im Sprachkontakt von Sprachgeschichte*, S. 845-948.
8. Vgl. hierzu den Satz: "Im allgemeinen koinzidieren nur bestimmte Bedeutungen (Sememe) eines Lexems der einen Sprache mit bestimmten Bedeutungen des Vergleichslexems in einer anderen Sprache" (so Volmert 1990, 53); in der dann folgenden Argumentation wird der Internationalismus von seinem semantischen Minimum her, nämlich mindestens (de facto: nur) einer einzigen "gemeinsamen Bedeutungsvariante (= 1 Semem) in den verschiedenen Vergleichssprachen" behandelt.
9. Zu verstehen im Sinne von Wyss 1979, 179: "Die Betonung des Wertes der eigenen Sprache /.../ scheint dem Wissen um die Gleichwertigkeit der Sprachen abträglich".
10. Einige Fakten dazu unter lexikographischem Aspekt bei Reichmann 1990.
11. Ich verdanke diesen Terminus Miklosich 1879, 727; 740. Es heißt dort: "Ein gewisser, man möchte sagen: *Europäismus* strebt, die Sprachen der an der Kultur teilnehmenden Völker Europas wie zu einem Idiom zu vereinigen".
12. Es kommt oft z.B. gar nicht darauf an, ein Wort zu monosemieren; dankbares Beispiel: *Haus* 'Wohngebäude'(1), 'Wohnung'(3), 'Gesamtheit der Hausbewohner'(4).
13. Dazu Reichmann 1989, 102-107.
14. Zu dem Hintergrund dieser Aussagen vgl. z.B. Kromann 1983.
15. Diese beiden Listen ergeben sich aus: *Duden Oxford Großwörterbuch Englisch* und *van Dale*. Die Unterschiede in der Menge der Einheiten spiegeln die unterschiedliche Anlage der Wörterbücher, nicht natürlich so starke objektsprachliche Differenzen.

16. Auf mögliche Abkürzungen des Verfahrens durch Einschaltung der Kompetenz sei hier nur hingewiesen. Überhaupt ist die Rolle der sprachlichen und lexikographischen Kompetenz des Untersuchenden kaum zu überschätzen. Ich gehe in diesem Artikel nicht darauf ein.
17. Gemeint sind hier historische Sprachstadienwörterbücher, chronologische Wörterbücher des Typs Kesselring 1989, Mundartwörterbücher und fach- sowie anderssprachliche Wörterbücher.

#### LITERATUR

- Bäcker, Norburga: Probleme des inneren Lehnguts dargestellt an den Anglizismen der französischen Sportprache. Tübingen 1975.
- Betz, Werner: Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen. In: Deutsche Wortgeschichte. Hrsg. v. Friedrich Maurer/Heinz Rupp. Dritte, neubearb. Aufl. Bd. 1. Berlin/New York 1974, 135-164.
- Braun, Peter/Schaefer, Burkhard/Volmert, Johannes (Hrsg.): Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie. Tübingen 1990. (Reihe Germanistische Linguistik 102).
- Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearb. Aufl. /.../. Stuttgart 1990. (Kröners Taschenausgabe 452).
- Collins Dictionary of the English Language. Ed. by Patrick Hanks. Second ed. London/Glasgow 1986.
- Costa, J. Almeida: Dicionário da lingua portuguesa por J. Almeida Costa/A. Sampeio e Melo. 6a ed. corr. e aumentada. Porto 1984.
- van Dale. Groot woordenboek Duits-Nederlands door H. L. Cox in samenwerking mit F.C.M. Stoks/F. Beersmans/D. Otten/W. de Cubber. Utrecht/Antwerpen 1983.
- Dicionário português-alemao. Porto 1983. Dicionário alemao-portugues. Porto 1986.

- Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 2., völlig neu bearb. und stark erw. Aufl. Hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich 1989.
- Duden Oxford Großwörterbuch Englisch. Englisch-Deutsch. Deutsch-Englisch. Hrsg. von der Dudenredaktion und Oxford University Press. Redaktionelle Leitung: Werner Scholze-Stubenrecht/John Sykes. Mannheim / Wien / Zürich 1990:Dudenverlag.
- De Felice, Emidio/Duro, Aldo: Dizionario della lingua e della civiltà italiana contemporanea. Palermo 1985.
- Ferreira, Aurelio Buarque de Holanda: Novo dicionário da lingua portuguesa. 2.a ed., revista e aumentada. Rio de Janeiro 1986.
- Figueiredo, Candido de: Dicionário da lingua portuguesa. 2 Vol. 23.a ed. Venda Nova 1986.
- Geerts, G./Heestermans, H.: Van Dale. Groot Woordenboek der Nederlandse Taal. Utrecht/Antwerpen 1984.
- Giovanelli, Paolo/Frenzel, Herbert/Frenzel, Walter: Langenscheidts Handwörterbuch Italienisch-Deutsch, Deutsch-Italienisch, 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1972; 1982.
- Halász, Előd: Handwörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. Tl. 1: Ungarisch-Deutsch. Tl. 2: Deutsch-Ungarisch. Berlin/München/Zürich 1966; 1968.
- Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In zwei Bänden. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung v. Günter Kempcke. Berlin 1984.
- Hausmann, Franz Josef: Das Internationalismenwörterbuch. In: Wörterbücher 1990, 1179-1184.
- Irmen, Friedrich: Langenscheidts Taschenwörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache. Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch. Berlin 1982.
- Kesselring, Wilhelm: Dictionnaire chronologique de la langue française. Le XVIIe siècle. Tome I:1601-1606. Heidelberg 1989.
- Kesselring, Wilhelm: Das chronologische Wörterbuch. In: Wörterbücher 1990, 1342-1348.

- Klare, Johannes: Neologismus und Neosemantismus als lexikographisches Problem. In: Linguistische Arbeitsberichte 17, 1977, 41-50.
- Kromann, Hans Peder: Paradigmatische und syntagmatische Relationen im zweisprachigen Wörterbuch. In: Joachim Schildt/Dieter Viehweger: Die Lexikographie von heute und das Wörterbuch von morgen: Analysen - Probleme - Vorschläge. Berlin (Ost) 1983, 330-348.
- Larousse, Français Allemand. Deutsch Französisch. Dictionnaire Français Allemand. Mars. Par Jean Clédière/Daniel Rocher. Deutsch Französisches Wörterbuch. Mars. Hrsg. v. Jean Clédière/Daniel Rocher unter Mitwirkung v. Pierre Deghaye. Paris 1989:Larousse.
- Longman Dictionary of the English Language. Harlow 1984.
- Macchi, Vladimiro (Ed.): Die großen Sansoni Wörterbücher. I Grandi Dizionari Sansoni. Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Dizionario della lingue italiana e tedesca. Parte prima: Italiano-Tedesco. Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. 2. verb. und erw. Aufl. 2 Bde. Florenz/Rom/Wiesbaden 1984.
- Miklosisch, F.: Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. Bd. 4. Wien 1879.
- Modern svensk-tysk ordbok. Stockholm 1974.
- Ozegov, Sergej I.: Slovar' russkogo jazyka. 20. Aufl. Moskva 1980.
- Le Petit Robert 1 par Paul Robert. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue Française rédaction dirigée par A. Rey/J. Rey-Debove. Paris 1990:Le Robert.
- Reichmann, Oskar: Lexikographische Einleitung. In: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Robert R. Anderson / Ulrich Goebel / Oskar Reichmann. Bd. 1:Einführung. a-äpfelkern. Bearb. v. Oskar Reichmann. Berlin/New York 1989, 10-164.
- Reichmann, Oskar: Erbwortbezogene Wörterbücher im Deutschen. In: Wörterbücher 1990, 1231-1241.
- Siebenschein, Hugo (Leitung und Redaktion): Cesko-nemecky slovník. 2 Bde. Praha 1968.
- Siebenschein, Hugo (Leitung und Redaktion): Nemecko-cesky slovník. 2 Bde. Praha 1970.

Slovník spisovného jazyka českého. Zprac. Lexikografický kolektiv. Ústavu pro Jazyk český CSAV za ved. Boh. Havránka. Praha 1960-1971.

Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 2 Halbbände. Berlin/New York 1984; 1985. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,1; 2,2).

van Sterkenburg, P.G.J./Pijnenburg, W.J.J.: Van Dale. Groot Woordenboek van hedendaags Nederlands. Utrecht/Antwerpen 1984.

Svensk ordbok. Utorbetad vid Språkdata Göteborgs universitet. Uppsala 1986.

Whorf, Benjamin Lee: Sprache.Denken. Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Hrsg. und übers. v. Peter Krausser. Reinbek 1963. (rowohlts deutsche enzyklopädie 174).

Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie./.../. Hrsg. v. Franz Josef Hausmann/Oskar Reichmann/Herbert Ernst Wiegand/Ladislav Zgusta.Berlin/New York 1989; 1990; 1991 (letzterer Teilband im Satz).

Wyss, Ulrich: Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus. München 1979.

Zabrocki, Łudwik, Kommunikative Gemeinschaften und Sprachgemeinschaften. In: Folia Linguistica 4, 1970, 2-23.

Zingarelli, Nicola: Il nuovo Zingarelli. Vocabulario della lingua italiana. Undicesima ed. a cura di Miro Dogniotti/Luigi Rosiello. Bologna 1987.

## ZUR BESCHREIBUNG DER SYNONYMIE ALS EINER GRADUELLEN ERSCHEINUNG

O. Herr Professor János Juhász war sich der Komplexität der Gesamtproblematik der Synonymie stets bewußt und hielt deshalb ihre zufriedenstellende detaillierte Beschreibung für eine kaum zu bewältigende Aufgabe. Nichtsdestoweniger setzte er sich damit jahrzehntelang - wenn auch im Rahmen von anderen Forschungsprojekten - sowohl praktisch als auch theoretisch fruchtbringend auseinander, stets seiner Maxime treu, daß der Weg bis zum Erkennen eines Problems viel länger sei als der zu seiner Lösung. Die Schwerpunkte wurden dabei in seinen unterschiedlichen Schaffensperioden jeweils anders gesetzt. So näherte er sich der Gesamtproblematik der Synonymie von vielen unterschiedlichen Perspektiven aus, u.a. aus der Sicht der homogenen Hemmung in interlingualer Relation (1970), unter dem Aspekt der Darstellung des Zwecks linguistischer Forschungen (1974) und vom Standpunkt der sprachlichen Norm und der Sprachkultur (u.a. 1985) aus. Meine Beschäftigung mit der Synonymie begann auf seine Anregung hin, somit ist die von mir erarbeitete Konzeption in vielerlei Hinsicht ihm verpflichtet und versucht seine Gedanken weiterzuführen.

1.1. Da es "... so viele Synonymiekonzepte, wie es Bedeutungsbegriffe gibt,..." (Bickmann 1978:1), kann das Anliegen eines kurzen Beitrages nicht die kritische Sichtung der verschiedenen Ansichten in diesem Teilbereich der linguistischen Theoriebildung sein. Statt dessen soll anhand der skizzenhaften Darstellung einer möglichen Konzeption ein methodologisches Problem im Zusammenhang mit der Modellierung der Synonymie aufgezeigt werden, wobei zwei mögliche Lösungsansätze diskutiert und auf ihre spezifischen Leistungen hin befragt werden.

1.2 Der unvoreingenommene, linguistisch nicht geschulte Sprachteilhaber nimmt intuitiv an, daß einige Synonymie-Beziehungen mehr "synonym" sind als andere. Bei näherer Betrachtung erweist sich jedoch die Darstellung eines Synonymiekontinuums als schwer operationalisierbar. Nichtsdestoweniger wurde die Synonymie in der Sprachwissenschaft schon seit eh und je implizit als eine graduelle Erscheinung angesehen, indem man in den traditionellen Konzeptionen in jeweils unterschiedlicher Terminologie absolute und partielle

Synonyme postulierte, bei den partiellen Synonymen mit jeweils unterschiedlichen Typenklassifizierungen, die zueinander nicht in Bezug gesetzt werden können, weil die der Klassifizierung zugrundegelegten Kriterien heterogen und in jeweils unterschiedlichen Koordinatensystemen anzusetzen sind. Graduelle Unterschiede könnte man demnach nur in der Relation absoluter und partieller Synonyme beobachten, wobei die überwiegende Mehrheit der Forscher zugibt, daß man in der Sprachwirklichkeit kaum absolute Synonyme finden kann, wenn überhaupt, dann eher als Ausnahme. So kann uns diese Grobeinteilung keinen erheblichen Erkenntniszuwachs gewährleisten. Der Vergleich von unterschiedlichen partiellen Synonymarten ergibt auf der anderen Seite keinen Sinn. Graduelle Unterschiede können nur in Bezug auf eine qualitativ gesehen homogene Erscheinung sinnvoll sein.

An dieser Stelle kann nur über einige wichtige Lösungsansätze referiert werden. In der neuesten Forschung zeichnet sich bei einigen Autoren die Tendenz ab, Synonymie nicht nur implizit, sondern explizit als eine graduelle Erscheinung zu modellieren.

Rubenstein und Goodenough (1965) legten eine mathematisierte Beschreibung der Graduierungsskala der Synonymie vor. Die beiden Forscher nehmen dabei an, daß man zwischen dem Grad der Synonymität zweier Sememe und dem Grad der Ähnlichkeit ihrer Kontexte einen direkten Zusammenhang feststellen kann. Ihre Schlußfolgerung lautet: zwei Sememe sind "sehr synonym", wenn sich ihre Kontexte weitgehend überlappen. Anhand dieser Arbeit wird man sich der Grenzen einer formalisierten Darstellung der Synonymie bei isoliert angeführten Wortpaaren bewußt.

Agricola (1975:73) nimmt zwischen eindeutig als synonym und eindeutig als nicht-synonym zu charakterisierenden Sememen Übergänge hinsichtlich der Substituierbarkeit an. Synonymbeziehungen sind demnach durch "verschiedene Grade der Möglichkeit: mögliche, bedingt mögliche (d.h. in der Bedeutung oder in der stilistischen Funktion leicht abweichende), seltener mögliche und unmögliche" zu kennzeichnen.

Spiewok (1977:16) spricht in Anlehnung an Agricola (1975) von einer "Graduierungsskala mit weit entfernten Endpunkten".

Lyons (1968) stellt nach zwei Kriterien, d.h. nach der Äquivalenz der Bedeutungen und der Substituierbarkeit, bzw. nach ihren möglichen Kombinationen, 4 Synonymklassen auf, wobei sich Abstufungen in der Synonymität abzeichnen sollen.

Cruse (1986) postuliert zwischen den Endpunkten "absolute Synonymie" und "Nicht-Synonymie" eine Skala, wo er "kognitive Synonyme" und "Plesionyme" ansetzt, wobei die erste Art "synonymer" sein soll als die zweite. Unter kognitiven

Synonymen werden bei Cruse lexikalische Einheiten verstanden, die sich nur hinsichtlich der expressiven Bedeutungsmerkmale unterscheiden. Wenn jedoch Plesionyme in parallelen syntaktischen Positionen verwendet werden, so können die beiden Äußerungen hinsichtlich des Wahrheitsgehaltes voneinander abweichen.

Nach Gauger (1972:54) spannt sich der Bogen zwischen einem "Fast-Ebenso" und einem "Gerade-Noch", was die Unterschiede zwischen den einzelnen - nach dem treffenden - in Betracht zu ziehenden Synonymen anbetrifft.

1.3. Über die o.a. Einzelversuche zur Beschreibung der Synonymie als eines Kontinuums hinausgehend bieten sich im allgemeinen zur Modellierung von graduellen Erscheinungen zwei linguistische Konzeptionen an: die Zentrum-Peripherie-Konzeption und die Prototypentheorie, eine Modeerscheinung der 80er, wahrscheinlich auch der 90er Jahre. Im folgenden sollen die beiden Modelle charakterisiert werden und ihre eventuellen Vor- und Nachteile bei einer möglichen Anwendung auf die Problematik der Synonymie gegeneinander abgewogen werden. Es soll der Frage nachgegangen werden, ob die beiden Konzeptionen einander ausschließen, oder sich Ansätze für eine mögliche Synthese beobachten lassen.

Der Zweck dieser kurzen Analyse ist zweifach: sie soll einerseits zum besseren Verständnis der Synonymie-Problematik beitragen, andererseits einiges an der "Prototypen-Front" richtigstellen, zur Aufrechterhaltung der Ethik in der linguistischen Forschung und im Interesse einer wahrheitsgemäßen Rezeption linguistischen Ideengutes. Seit Lipkas (1975) Gedanken über "Neuentdeckungen" in der Sprachwissenschaft mit und ohne Quellenangabe scheint sich die Lage leider nicht verbessert zu haben.

Die Prototypentheorie geht auf die von Rosch und ihrer Schule im Laufe der 70er Jahre etablierte Richtung in der kognitiven Psychologie zurück, deren Hauptanliegen die Modellierung der humanen Kategorisierungs- und Perzeptionsfähigkeit ist, was dann zur Revidierung der sogenannten klassischen Kategorisierung führte. Bis zum Ende der 70er Jahre konsitiuiert sich schließlich - aus heterogenen Quellen gespeist (kognitive Psychologie, vgl. Rosch 1973, 1975, 1977; kognitive Linguistik, vgl. Lakoff 1972, 1977; die amerikanische Schule der Soziolinguistik, vgl. Labov 1973; "Fuzzy-Set"-Forschung in der Logik, vgl. Zadeh 1965; Stereotypenansatz, vgl. Putnam 1979; Ethnolinguistik, vgl. Berlin und Kay 1969; Philosophie, vgl. Wittgenstein 1971; und viele Einzelgänger als Vorläufer, die oft unverdienterweise übergangen werden, vgl. z.B. Bolinger 1961, und Hockett 1968) - das Prototypenparadigma in der Linguistik, im Zweifrontenkampf, einerseits gegen die TGG, andererseits gegen den Strukturalismus. Obwohl sich im Laufe der 80er Jahre ein

regelrechter Prototypenboom entfaltetete, - eine provisorische Bibliographie dazu könnte über 300 Titel umfassen, und der Trend hält weiterhin an -, ist nach Wolski (1988) die sprachadäquate Adaptierung der primär psychologischen Konzeption immer noch nicht zufriedenstellend. An Anwendungsversuchen unterschiedlichsten Niveaus fehlt es in keiner der linguistischen Teildisziplinen.

Die Prototypentheorie bildet kein homogenes Paradigma wie z.B. die TGG oder die funktionale Grammatik Dikscher Prägung (vgl. Dik 1989). Die einzelnen Arbeiten haben lediglich gemeinsam, daß sie alle mit einem mehr oder weniger differenzierten Prototypenbegriff operieren. Zwei Arten von Konzeptionen sind dabei auseinanderzuhalten: eine weniger strenge Version, die nur soviel postuliert, daß die Zugehörigkeit zu einer Kategorie graduell ist und der Prototyp über den höchsten Grad der Kategorienzugehörigkeit verfügt. Nach einer strengeren Version wird der Prototyp als die Basis einer Kategorie aufgefaßt, wobei sich der Prototyp sowohl auf das den höchsten Zugehörigkeitsgrad besitzende Mitglied als auch auf ein mentales Konstrukt als Teil der kognitiven Repräsentation der Kategorie beziehen kann.

Die Grundannahmen der Prototypentheorie können nach der umfangreichen Monographie von Taylor (1989) folgendermaßen zusammengefaßt werden: die "Prototypisten" distanzieren sich von sogenannten "klassischen" oder "aristotelischen" Klassifizierungsversuchen, nach denen (a) alle Mitglieder einer Kategorie den gleichen Status haben, (b) alle Nicht-Mitglieder einer Kategorie den gleichen Status haben, (c) die Zugehörigkeit zu jeder beliebigen Kategorie durch ein Bündel von notwendigen und ausreichenden Kriterien festgelegt ist, (d) alle notwendigen und ausreichenden Kriterien, die eine Kategorie konstituieren, den gleichen Status haben, und daß (e) die Kategoriengrenzen fest sind. Bei den Anhängern der Prototypentheorie werden unter aristotelischen Klassifizierungen in der Linguistik die unterschiedlichsten strukturalistischen und transformationell-generativen Schulen stark simplifizierend und schematisierend erfaßt, indem man ihnen vorwirft, daß sie sprachliche und nichtsprachliche Komponenten der kognitiven Module exakt trennen wollen; im Unterschied zur kognitiven Linguistik, die beides integrativ untersuchen will. Es wird dabei mit oder ohne Absicht übersehen, daß es sowohl im Rahmen von bestimmten strukturalistischen Schulen als auch unabhängig davon zahlreiche Ansätze gibt, die als Versuche zur Überwindung der starren Ja/Nein-Kategorisierungen in der Linguistik gewürdigt werden müssen. Als der wichtigste Beitrag dazu wurde im Rahmen des Prager funktionalen Strukturalismus eine primär sprachlich orientierte ganzheitliche Konzeption ausgearbeitet.

In den Travaux Linguistiques de Prague 2 (1966), "Les problèmes du centre et la périphérie du système de la langue",

findet man 26 Beiträge, die sich explizit mit Anwendungsmöglichkeiten der Zentrum-Peripherie-Konzeption in verschiedenen Teilsystemen der Sprache auseinandersetzen. Unter ihnen sind die Arbeiten von Daneš, Vachek und Filipec besonders hervorzuheben.

Die Zentrum-Peripherie-Konzeption fügt sich organisch in die Gesamtheorie der Prager Schule, deren Wesensmerkmale u.a. die Erkenntnis der Offenheit des Sprachsystems, die Postulierung der "elastischen Stabilität" der Sprache (vgl. Mathesius, 1976) und die Beschreibung des asymmetrischen Dualismus des sprachlichen Zeichens (vgl. Karcevskij, 1929) sind. Der Grundgedanke besteht darin, daß sich die Dynamik der Synchronie in ständigen Umstrukturierungen zeigt. Sprachliche Erscheinungen seien deshalb nicht als ein für allemal hermetisch abgeschlossene statische Schachteln zu modellieren, sondern nach dem Prinzip der Zentrum-Peripherie-Relation, das nach Daneš (1966) zu den sprachlichen Universalien gehört.

Wenn auch der Ausgangspunkt der beiden o.a. Konzeptionen jeweils unterschiedlich ist, so kommt man doch im Bereich der Kategorisierung in beiden zu größtenteils übereinstimmenden Ergebnissen. Vgl. dazu z.B. die Gedanken von Daneš (1966) über Kategorienbildung, Kategorienzugehörigkeit und Kategoriengrenzen und die o.a. Überlegungen in Taylor (1989). Umso verblüffender ist die Tatsache, daß die Leistungen der Prager Schule von der überwiegenden Mehrheit der Vertreter der Prototypentheorie stillschweigend übergangen werden, - als Ausnahmen seien hier eine Arbeit von Karlsson (1984, auch in tschechischer Übersetzung, 1985), ein übersetzungstheoretischer Beitrag von Koenitz (1988:105) und das primär ethnolinguistisch orientierte Buch von Kempton (1981:18) erwähnt, die ironischerweise nur am Rande mit zum Prototypenansatz gerechnet werden können, und in denen es flüchtige Hinweise auf die Prager Zentrum-Peripherie-Konzeption gibt -, obwohl sich eben die Prager Linguisten auf die sprachliche Seite der Kategorisierungsproblematik konzentrierten, auf ein Gebiet, wo die primär psychologisch orientierte Prototypentheorie einen großen Nachholbedarf zu verzeichnen hat.

2. Im folgenden soll nun ein mögliches Synonymiemodell skizzenhaft dargelegt werden, anhand dessen dann anschließend die Vorteile bzw. Nachteile der Applizierung der Prototypen- bzw. der Zentrum-Peripherie-Konzeption auf die Beschreibung des Synonymiekontinuums diskutiert werden.

Als Ausgangspunkt soll folgendes festgehalten werden:

- Synonymische Beziehungen können sich nur zwischen bestimmten Bedeutungen bestimmter Lexeme konstituieren. Vgl. dazu Grimm (1970), Juhász (1974) und O. Nagy (1965). Es gilt zu

untersuchen, unter welchen Bedingungen sie sich ergeben können.

- Eine adäquate Behandlung der Problematik der Synonymie soll auf unterschiedlichen Abstraktionsstufen durchgeführt werden. In unseren Überlegungen werden wir uns hauptsächlich auf die Ebene der Rede konzentrieren.

- Die Crux der Gesamtproblematik ist darin zu sehen, wie das Verhältnis von Äquivalenz- und Ähnlichkeitsrelationen charakterisiert wird, und wie sie jeweils voneinander abgegrenzt werden können. Die Postulierung der Synonymie als einer totalen Äquivalenzrelation würde dem Prinzip der sprachlichen Ökonomie widersprechen. Wenn man sich andererseits auf die Ähnlichkeit der Bedeutung stützt, wird der Begriff der Synonymie allzu sehr ausgedehnt. Vgl. dazu Juhász (1974:82): "Beruht der Begriff der Synonymie auf der Bedeutungsähnlichkeit, so wird er so stark erweitert, daß er devalviert wird,..."

- In einer einigermaßen realistischen Synonymiekonzeption muß sich die Dynamik der Synchronie spiegeln. Die herkömmlichen Ansichten über "Synonyme" suggerieren eine immerwährende Statik in der Sprache. Die Beziehungen zwischen Elementen des lexikalischen Systems, des offensten Subsystems der Sprache, sind dynamisch, weil seine Erweiterung und gleichzeitige Umgestaltung fortwährend im Gange ist. Es besteht ständig die Möglichkeit für die Entstehung von okkasionellen Metaphern als parallelen Benennungen zu bereits im Lexikon gespeicherten usuellen Lexemen bei der Bezeichnung desselben Denotats. Okkasionelle Metaphern stellen jedoch potentielle usuelle Metaphern dar. Durch Wortbildungsprozesse können auch ständig neue parallele, potentiell usuelle, Benennungen geprägt werden. Schließlich ist vielfach die Übernahme von lexikalischen Einheiten aus anderen Sprachen zu beobachten.

- Synonymie ist deshalb so schwer zu modellieren, weil die Substituierbarkeit von zwei Lexemen auch bei weitgehender Übereinstimmung ihres Bedeutungsumfanges und bei weitgehender Funktionsidentität nur bedingt möglich ist, in bestimmten Kontexten ja, in anderen Kontexten wiederum nicht.

- Ein anderes Problem besteht darin, daß Substituierbarkeit und Äquivalenz unbedingt auseinandergehalten werden müssen, weil es auch bei gegenseitiger Austauschbarkeit von zwei Lexemen in der überwiegenden Mehrheit der Kontexte Abweichungen auf unterschiedlichen Ebenen geben kann.

- Die Hauptschwierigkeit besteht in der Bestimmung der Kriterien für die Postulierung von Äquivalenzrelationen, weil sie nicht nur sprachliche, sondern auch logische, psychologische und physiologische Implikationen haben können. Wir werden uns hier bei der Explizierung der Kriterien auf

die sprachliche Seite der Problematik konzentrieren.

Äquivalenz zwischen zwei lexikalischen Einheiten kann nach folgenden Merkmalen charakterisiert werden:

1. Referenzidentität;
2. Identität der Bedeutung;
3. Identität des Sinnes;
4. konnotative Markiertheit;
5. semantische Kompatibilität;
6. syntaktische Verbindbarkeit;
7. morphologische Charakterisierung;
8. Zugehörigkeit zum selben Funktionalstil;
9. Zugehörigkeit zur gleichen territorialen Varietät;
10. Zugehörigkeit zur gleichen zeitlichen Achse;
11. Zugehörigkeit zum gleichen Soziolekt;
12. Gebrauchsfrequenz;
- n. ....

Vgl. dazu Brdar Szabó (1991) und Brdar Szabó - Brdar (im Druck). Diese Kriterien stellen eine offene Liste dar, die dem jeweiligen Forschungsstand entsprechend ergänzt werden kann. Die o.a. Merkmale sind als eine durch vielfache innere Zusammenhänge verbundene Struktur zu modellieren. Auf eine detaillierte Beschreibung ihrer Strukturiertheit muß in diesem Beitrag aus Platzgründen verzichtet werden. Hier können nur folgende Probleme im Zusammenhang mit der Darstellung der Synonymie als einer graduellen Erscheinung angeschnitten werden:

- Die o.a. offene Liste ist hierarchisch aufgebaut. Die einzelnen Merkmale sind nicht gleichrangig zu behandeln. Bei der Synonymie geht es in erster Linie um Beziehungen zwischen Bedeutungen, deshalb sollte die Identität der Bedeutung als ausschlaggebendes Kriterium aufgefaßt werden, wovon man bei der Analyse ausgehen sollte.

- Die einzelnen Merkmale selbst sind nicht homogen, sondern weisen eine höchst komplizierte innere Struktur auf, wobei man meistens ein Kontinuum zwischen zwei Zentren ansetzen kann. Die Übergangsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Zentren, z.B. zwischen denen von zwei territorialen Varietäten oder zwischen denen von zwei Funktionalstilen, sind als relativ frei zu charakterisieren, wobei die Bedingungen, unter denen der Übergang eines bestimmten Elementes aus einem bestimmten Zentrum in ein anderes erfolgen kann, nicht formalisiert werden können und von Fall zu Fall gesondert untersucht werden müssen. Auf jedes Merkmal muß man dabei einzeln eingehen. Die relative Freiheit der Übergangsmöglichkeiten zeigt der Art des betreffenden Kriteriums entsprechend große Unterschiede. Da jeder Sprachteilhaber

parallel nebeneinander mehrere Varietäten beherrscht und ständig dem Einfluß anderer, von ihm zwar aktiv nicht beherrschten, gesprochenen und geschriebenen Sprachvarietäten (Dialekt, Fachsprachen usw.) ausgesetzt ist, sind auf der Ebene der Rede und der individuellen Normen die Trennwände zwischen den einzelnen Varietäten membranartig zu modellieren. Synonymische Beziehungen können sich eben dann ergeben, wenn sich die Grenzen zwischen zwei Zentren überschneiden. In diesem Toleranzbereich, wo z.B. Schwankungen in den semantischen bzw. syntaktischen Verbindungsmöglichkeiten vorkommen können, wo sich die Bedeutungen von zwei Lexemen überlappen können, oder wo sich die Grenzen von zwei Sprachvarietäten überschneiden, können sich approximative Äquivalenzbeziehungen konstituieren.

- Totale Äquivalenz könnte postuliert werden, wenn zwei unterschiedliche Phonemreihen gleichzeitig nach allen o.a. Merkmalen auf die gleiche Weise charakterisiert werden können. Auch wenn dies auf zwei Phonemreihen bezogen nach unserem gegenwärtigen Erkenntnisstand angenommen werden könnte, taucht die Frage auf, ob uns nicht Lücken in unseren Kenntnissen daran hindern, eventuell bestehende Unterschiede zu entdecken. An dieser Stelle sei nur auf eine mögliche Feindifferenzierung im Bereich des Merkmals "Identität der Bedeutung" nach Leech (1981:23), wo 7 Bedeutungsarten auseinandergelassen werden, verwiesen.

- In bestimmten konkreten Redeakten kann es zu einer Neutralisierung von distinktiven Merkmalen kommen, die in bestimmten Kontexten (vgl. dazu z.B. die synonymen und nichtsynonymen Kontexte bei Gauger (1972)) bzw. in bestimmten Kommunikationssituationen unter dem Einfluß von pragmatischen Faktoren als relativ nicht relevant erscheinen können. Demzufolge kann sich im Sprachgebrauch unter bestimmten Bedingungen eine momentane approximative Äquivalenz zwischen zwei lexikalischen Einheiten ergeben, was wir als synonymische Beziehung zwischen bestimmten Bedeutungen der betreffenden Lexeme auffassen wollen.

3. Wenn man im Rahmen der o.a. Konzeption die Synonymie als eine graduelle Erscheinung modellieren will, wird man mit folgendem Problemerkatalog konfrontiert:

- Bei der Beurteilung von synonymischen Beziehungen können die einzelnen Merkmale der offenen Liste nicht addiert oder subtrahiert werden, denn sie sind verschiedenartig und müssen auf unterschiedlichen Ebenen angesetzt werden. Es ergibt also keinen Sinn, bei gewissen Kriterien Abweichungen zuzulassen und Abstufungen nach der Zahl der Abweichungen von 1 bis n zu postulieren. Man sollte sich z.B. bei dem in der hierarchischen Struktur der offenen Liste als weniger relevant eingeschätzten Kriterium der Gebrauchsfrequenz vor

pauschalen Urteilen hüten, man sollte hier also nicht etwa die niedrigste Synonymitätsstufe 12-ten Grades ansetzen, auf die Relation von 2 Lexemen bezogen, die sich als seltene Ausnahme nur nach der Gebrauchsfrequenz unterscheiden. Bei relevanten Disproportionen in diesem Bereich können Verschiebungen der Gebrauchsfrequenz als Symptom für gewisse semantische Umstrukturierungen im Lexikon fungieren, dafür, daß entweder eines der konkurrierenden Lexeme aus dem Zentrum der Sprache an die Peripherie verdrängt wird, oder daß sich die parallel verwendeten konkurrierenden Lexeme vielleicht semantisch auseinanderentwickeln und eines der Lexeme in der betreffenden gemeinsamen Bedeutung immer seltener verwendet wird. Vgl. dazu z.B. Karte/Ticket in der Bedeutung 'Flugticket' oder Arbeit/Job in der Bedeutung 'Studentenjob, Nebenjob'. Es hat ebenfalls keinen Sinn, zwischen territorial markierten und neutralen Lexemen einerseits und funktionalistisch markierten und neutralen andererseits Vergleiche anzustellen, welche Paare denn "synonymer" seien. Vgl. dazu z.B. terratisch/schwerhörig, Briefmarke/Postwertzeichen oder Pfütze / Lache / Läckn /Gumpe/Suhl usw. Wenn man auch nur bei einem Merkmal eine relevante Abweichung feststellt, verläßt man dabei den Bereich der prototypischen Synonymie.

- In zweierlei Hinsicht kann es sinnvoll sein, Gradualität in der Synonymie zu untersuchen:

- a) Unter dem Aspekt, in wievielen Fällen, in wievielen Kontext- bzw. Situationstypen die Möglichkeit für die Substituierbarkeit eines Lexems durch ein anderes bei gleichzeitigem Erfülltsein der approximativen Äquivalenz nach den Merkmalen der offenen Liste besteht. Dabei zeichnet sich ein Kontinuum zwischen Zentrum und Peripherie ab (in der überwiegenden Mehrheit der Fälle - in ein paar Fällen).
- b) Unter dem Aspekt der Bestimmung der approximativen Äquivalenz bei den einzelnen komplex, d.h. in Zentrum und Peripherie, strukturierten Merkmalen der offenen Liste, wobei man sich dessen bewußt sein sollte, daß bei der praktischen Analyse nach den einzelnen Kriterien nicht immer mit eindeutigen Ja/Nein-Zuordnungen, sondern auch mit Abstufungen/Übergängen gerechnet werden kann. Zur Postulierung der approximativen Äquivalenz muß eine der folgenden Bedingungen erfüllt sein; die zu vergleichenden Merkmale müssen entweder zur selben Kategorie gehören, möglichst beide zum Zentrum, oder - im Falle von Umstrukturierungen im Lexikon - wenigstens zur Peripherie. Vgl. dazu den unterschiedlichen Status von Stiege / Treppe, Erdäpfel / Kartoffeln, Paradeiser/ Tomaten, (Integrationsprozesse, die Grenzen von territorialen Varietäten überschneiden sich) im Vergleich zu

Marillen/Aprikosen, Topfen/Quark in der österreichischen Variante der Standardsprache.

- Synonymie ist im Vergleich zu vielen anderen sprachlichen Erscheinungen in dem Sinne ein Spezialfall, als sich dabei ein Kontinuum ohne kompakte Zentren abzuzeichnen scheint. Bei näherer Betrachtung erweisen sich die beiden Endpunkte der Übergangzone doch nicht so diffus. Wenn nämlich bei der Substituierbarkeit eines treffenden Ausdrucks eine qualitative Grenze erreicht wird, wobei ein anderes Lexem nach dem Urteil von Informanten über das "Gerade-Noch" hinausgehend (in der Terminologie von Gauger, 1972) in einem bestimmten Kontext nicht paßt, dann ist man im Bereich des Nicht-Synonymen angelangt, und von Gradualität zu sprechen hat hier keinen Sinn mehr. Gewisse Schwankungen bei der Beurteilung der Akzeptabilität von Äußerungen, besonders was kreative Abweichungen von Normen anbetrifft, müssen dabei in Kauf genommen werden, Unsicherheiten von Informanten können eben für die Untersuchung von Umstrukturierungen im Lexikon Symptomwert haben.

- Bei der Anwendung der Prototypentheorie bzw. der Zentrum-Peripherie-Konzeption taucht die Frage auf, ob es sich bei ihnen nur um terminologische Unterschiede handelt. Wenn man die weniger strenge Version der Prototypentheorie nimmt, so sind Zentrum und Prototyp weitgehend übereinstimmende Begriffe; nach der viel mehr verbreiteten strengeren Version jedoch nicht, weil dabei Prototypen auch als kulturgebundene mentale Konzepte verstanden werden, die allzu direkt auf die Sprache übertragen werden. Nach der Ähnlichkeit in der Kategorisierung, die dem o.a. dynamischen Synonymiemodell zugrundegelegt wurde, schließen einander die beiden Konzeptionen nicht aus. Aus den unterschiedlichen Ausgangspositionen ergeben sich jedoch tiefgreifende Abweichungen. Zwei Probleme müssen auseinandergehalten werden:

1. die Beschaffenheit der Sprache, die Dynamik der Synchronie (im Mittelpunkt des Interesses der Zentrum-Peripherie-Konzeption).
2. Die humane Perzeptions- und Kategorisierungsfähigkeit (im Mittelpunkt des Interesses in der Prototypentheorie).

Die säuberliche Trennung der beiden Probleme kann natürlich nur mit großer Idealisierung vorgenommen werden. Sowohl in der einen als auch in der anderen Konzeption kommt es unvermeidlich zu bestimmten Vermischungen und Überlappungen. Eine konsistente Theorie, d.h. eine Art Synthese der beiden, zu schaffen, in der beide Problemkreise gleichzeitig adäquat behandelt werden können, dürfte ein sehr fernes, wenn auch nicht weniger erstrebenswertes, Ziel bleiben. Man sollte weder die reichen Ergebnisse des Prager systemlinguistischen Ansatzes über Bord werfen, noch die Prototypentheorie wegen

der bisher mangelhaften sprachlichen Anwendung ablehnen, denn bei einer Verbesserung der Methodologie der Informantenbefragung könnten sich vielversprechende Perspektiven eröffnen.

## LITERATUR

- AGRICOLA, E. (1975) Semantische Relationen im Text und im System. Halle (Saale): VEB Max Niemeyer Verlag.
- BERLIN, B. and P. KAY (1969) Basic Color Terms: Their Universality and Evolution. Berkeley: University of California Press.
- BICKMANN, H.-J. (1978) Synonymie und Sprachverwendung. Verfahren zur Ermittlung von Synonymenklassen als kontextbeschränkten Äquivalenzklassen. Reihe Germanistische Linguistik 11. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- BOLINGER, D. (1961) Generality, Gradience, and All-Or-None. *Janua Linguarum* 14. 's-Gravenhage: Mouton.
- BRDAR SZABÓ, R. (1991) "Zur Problematik der Synonymie im Fremdsprachenunterricht." In: *DaF* 1/1991.
- BRDAR SZABÓ, R. - M. Brdar (im Druck) "Synonymie und Interlinguistik." In: *IRAL* 31.
- CRUSE, D.A. (1986) *Lexical Semantics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- DANEŠ, F. (1966) "The relation of centre and periphery as a language universal." In: *TLP* 2:9-21.
- DIK, S.C. (1989) *The Theory of Functional Grammar. Part I: The Structure of the Clause*. Dordrecht: Foris.
- FILIPEC, J. (1966) "Probleme des Sprachzentrums und der Sprachperipherie im System des Wortschatzes." In: *TLP* 2:257-275.
- GAUGER, H.-M. (1972) Zum Problem der Synonyme. *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 9. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- GRIMM, H.-J. (1970) Untersuchungen zu Synonymie und Synonymität durch Wortbildung im neueren Deutsch. Ein Beitrag zur Theorie der deutschen Synonymik, dargestellt an Beispielen aus dem Bereich des Substantivs. Diss. Leipzig.

- HOCKETT, C.F. (1968) *The State of Art*. The Hague - Paris: Mouton.
- JUHÁSZ, J. (1970) *Probleme der Interferenz*. Budapest - München: Akadémiai Kiadó - Hueber Verlag.
- JUHÁSZ, J. (1974) "Zur Problematik des Zwecks linguistischer Forschungen - dargestellt am Beispiel der interlingualen Synonymie." In: ZPSK 27:73-92.
- JUHÁSZ, J. (1985) *Die sprachliche Norm*. Budapest: ELTE.
- KARCEVSKIJ, S. (1929) *Du dualisme asymétrique du signe linguistique*. Travaux du Cercle Linguistique de Prague 1:33-38.
- KARLSSON, F. (1984) "Prototypes as models for linguistic structures". In: Karlsson, F., ed., *Papers from the Seventh Scandinavian Conference of Linguistics*, 583-604. Helsinki: University of Helsinki Department of General Linguistics.
- KARLSSON, F. (1985) "Prototypy jako modely lingvistické struktury". In: *Slovo a slovesnost* 46.4:257-268.
- KEMPTON, W. (1981) *The Folk Classification of Ceramics: A Study of Cognitive Prototypes*. New York: Academic Press.
- KOENITZ, B. (1988) "Fragen der übersetzungswissenschaftlichen Relevanz der Prototypentheorie". In: Jäger, G. und A. Neubert, Hrsg. (1988) *Semantik, Kognition und Äquivalenz. Übersetzungswissenschaftliche Beiträge* 11, 104-114. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- LABOV, W. (1973) "The boundaries of words and their meanings". In: Bailey, C.-J. and R.W. Shuy, eds. *New Ways of Analyzing Variation in English*, 340-373. Washington, D.C.: Georgetown University Press.
- LAKOFF, G. (1972) "Hedges: A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts". In: *CLS* 8:183-228.
- LAKOFF, G. (1977) "Linguistic Gestalts". In: *CLS* 13:236-286.
- LEECH, G. (1981) *Semantics*. Harmondsworth: Penguin Books.
- LIPKA, L. (1975) "Re-discovery procedures and the lexicon." In: *Lingua* 37:197-224.
- LYONS, J. (1968) *Introduction to Theoretical Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.

- MATHESIUS, V. (1976) "Über die Notwendigkeit der Stabilität in der Literatursprache. In: Scharnhorst und E. Ising, Hrsgg. Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1, 86-102. Berlin: Akademie-Verlag.
- O.NAGY, G. (1965) "A lexémák funkciója és a rokonértelműség" In: Magyar Nyelv 61:312-322.
- PUTNAM, H. (1979) Die Bedeutung von 'Bedeutung'. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann.
- ROSCH, E.H. (1973) "On the internal structure of perceptual and semantic categories". In: Moore, T.E., ed. Cognitive Development and the Acquisition of Language, 111-144. New York and London: Academic Press.
- ROSCH, E. (1975) "Cognitive representations of semantic categories". In: Journal of Experimental Psychology: General 104. 3:192-233.
- ROSCH, E. (1977) "Human categorization". In: Warren, N., ed. Studies in Cross-Cultural Psychology, 1-49. New York and London: Academic Press.
- RUBENSTEIN, H. and J.B. GOODENOUGH (1965) "Contextual correlates of synonymy" In: Communications of the Association for Computing Machinery 8.10:627-633.
- SPIEWOK, W. (1977) "Zum Stand der Arbeit an einer kommunikativen Grammatik." In: Greifswalder Germanistische Forschungen 1:7-23.
- TAYLOR, J.R. (1989) Linguistic Categorization: Prototypes in Linguistic Theory. Oxford: Clarendon Press.
- VACHEK, J. (1966) "On the integration of the peripheral elements into the system of language." In: TLP 2:23-37.
- WITTGENSTEIN, L. (1971) Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- WOLSKI, W. (1988) "Zu Problemen und Perspektiven des Prototypen- und Stereotypenansatzes in der lexikalischen Semantik." In: Hüllen, W. and R. Schulze, eds. Understanding the Lexicon, 415-425. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- ZADEH, L.A. (1965) "Fuzzy sets". In: Information and Control 8:338-353.



## SPRUCHWEISHEITEN ALS "RHETORISCHE" FRAGEN

Im vergangenen Jahrzehnt ist die rhetorische Frage ein frequentiertes und beliebtes Forschungsobjekt der Linguistik geworden. Die linguistische Pragmatik und auch die daran geschulte Semantik bzw. Syntax entdeckten die Frage als ein interessantes und nicht vermeidbares Forschungsgebiet für sich, und auch die Gesprächsanalyse hat ihren Beitrag dazu geleistet. Dabei wurde die sog. rhetorische Frage auf der Folie einer immer sorgfältiger ausgearbeiteten Theorie bzw. aufgrund von immer reichere empirischem Material besprochen. Eine wichtige Station der Forschung stellen die Monographie von Jörg Meibauer "Rhetorische Fragen" aus dem Jahre 1986, bzw. die zur gleichen Zeit entstandenen Artikel von Helmut Rehbock dar.<sup>1</sup>

Jörg Meibauer stellt überzeugend dar, daß die rhetorischen Fragen keinen selbständigen Fragesatztyp darstellen und daß es ebenfalls keinen eigenständigen Sprechakttyp "rhetorische Frage" gibt. Statt dessen führt er den Begriff der Rhetorizität ein, die aber nicht eine besondere Eigenschaft der rhetorischen Fragen ist, da auch andere Satztypen rhetorisch verwendet werden können. Aufgrund der Rhetorizität spricht er über rhetorische Aufforderungen und rhetorische Behauptungen. Damit ist aber die wegen ihrer Vielfalt zwar schwer bestimmbare, jedoch auch über ausgeprägte und typische sprachliche Merkmale verfügende Erscheinung, die traditionell und ungenau als rhetorische Frage betitelt wird, nicht genauer beschrieben, ihre recht unterschiedlichen Varianten werden nicht auseinandergelassen, noch weniger definiert. Die rhetorische Frage bleibt nur durch ihre Rhetorizität bestimmt, und die Monographie läßt das Fazit zu, daß wohl auch keine weiteren Unterscheidungsmerkmale mehr zu rechtfertigen sind. In seinem Artikel aus dem Jahre 1986 geht H. Rehbock von der lange bewährten Auffassung der traditionellen Rhetorik über die rhetorische Frage aus, um dann in genauesten empirischen Gesprächsanalysen den scheinbar stabilsten Traggpfeiler des Begriffs, die Antwortevidenz, zu erschüttern. Rehbock untersucht die Frage-Antwort-Relation in bezug auf die rhetorischen Fragen. Er stellt fest, daß bei vielen rhetorischen Fragen trotz Antwortevidenz auch die Antwortforderung nicht auszuschließen ist. In einer ausführlichen Analyse "tendenziöser Fragehandlungen" weist er auf das Zusammenspiel von verschiedenen

Antworterwartungen und Präferenzen hin. Das Problem rhetorische Frage selbst ist aber nach wie vor ungelöst. So sind weitere empirische Forschungen auf diesem Gebiet auch nicht unnötig.

Vorliegende Arbeit will versuchen, dem traditionellen Kriterium der rhetorischen Frage, nämlich der Antwortevidenz, nachzugehen und als Fragen formulierte Spruchweisheiten zu analysieren. Die untersuchten Beispiele sind Spruchweisheiten von zwei Autoren dieses Jahrhunderts, Ernő Osvát und Imre Horváth: die Übersetzungen empfehle ich dem Andenken des zweisprachigen Sprachforschers János Juhász, für den die Übersetzung immer ein grundsätzliches und wichtiges Problem darstellte.

Unter Spruchweisheit wird dabei eine knapp formulierte, moralisch wertende Äußerung verstanden, die entweder ein für eine Gemeinschaft latent gegebenes Wertprinzip verstärkt oder dieses in Frage stellt und dadurch einer anderen Wertung Bahn bricht. Spruchweisheiten sind meist situationslose generelle Einzelsätze. So kommen sie in den verschiedensten Sammlungen, Aphorismenbänden usw. vor. Umso interessanter ist es, zu fragen, wie man sie versteht, wenn sie als Fragen erscheinen. Anders gesagt: Weiß der Leser auf die Frage immer eine - d.h. die evidente - Antwort? Wir können grundsätzlich mit zwei Arten von Spruchweisheiten als Fragen rechnen: 1. Entweder steht die Frage allein, ohne Antwort: In dem Fall erhebt sich das Problem: Kennt der Leser die Antwort? Welche Antwortmöglichkeiten gibt es? 2. Im anderen Fall erscheint die Antwort explizit in der Spruchweisheit, als Teilsatz oder als selbständiger Zweitsatz. Die Frage ist dann: Sind diese Fragen auch rhetorisch? Wenn ja, in welchem Sinne der "Rhetorizität"?

## 1. Spruchweisheiten als ohne Antwort stehende Fragen

1.1. Wenn eine Spruchweisheit als Frage formuliert ist und keinen expliziten Hinweis auf die mögliche (bzw. allein mögliche) Antwort enthält, müssen wir nach nichtsprachlichen Kriterien suchen, die die Antwortevidenz erklären - oder aber wir müssen annehmen, daß der Autor selbst keine Antwort auf seine Frage weiß. Ein solches, letztendlich auf den Inhalt des Gesagten gerichtetes Kriterium wird in der Logik verwendet, um die vier möglichen Varianten der Frage-Antwort-Relation festzuhalten. Eine gut überschaubare und auf die pragmatische Bestimmtheit des Fragens empfindlich reagierende Aufteilung der Fragen bietet der Logiker Pál Ladányi in seinem Aufsatz aus dem Jahre 1965. Er klassifiziert die Fragen danach, ob sich Sprecher und Hörer über die Antwort im klaren sind. Er unterscheidet vier Typen der Frage. 1. Wenn die Antwort für beide Gesprächsteilnehmer bekannt ist, haben wir es mit einer promotiven (d.h. auffordernden) oder

emotiven Äußerung zu tun. 2. Wenn der Sprecher die Antwort kennt, der Hörer aber nicht, handelt es sich um eine Rätselfrage. 3. Wenn der Sprecher die Antwort nicht kennt und diese von dem Hörer erwartet, sprechen wir von einer echten Frage-Antwort-Situation. 4. Sollte sich schließlich eine Frage formulieren lassen, ohne daß Sprecher und Hörer die Antwort kennen, so muß die Frage als Problem betrachtet werden und gilt ihrer Funktion nach als Motor der Erkenntnis.

Ladányi macht dabei auf zwei Tatsachen aufmerksam, die für unsere Überlegungen äußerst wichtig sind. Er betont einerseits, daß das Wissen des Sprechers und des Hörers in bezug auf die Antwort nicht gleich ist; dementsprechend ist es nicht als sicheres Wissen, sondern nur als erwartbares, annehmbares Wissen zu verstehen. Andererseits weist er darauf hin, daß zwischen den einzelnen Typen auch Übergangserscheinungen vorstellbar sind, nämlich solche Fragentypen, oder Frage-Antwort-Relationen, die, unter verschiedenem Aspekt untersucht, die Eigenschaften zweier Typen haben können.<sup>2</sup> Ladányis Feststellungen enthalten also auch die Möglichkeit und den Anspruch, innerhalb der dargestellten Aufteilung auf Grund weiterer Kriterien weitere, präzisere Subklassen zu unterscheiden.

Die erste Gruppe scheint besonders heterogen zu sein. Hier fällt vor allem eine gewisse "Negativität" auf. Unter den pragmatischen Rollen dieser Fragen gibt Ladányi Funktionen an, die sich auf das Gegenteil des in der Frage formulierten Faktums beziehen, dies wünschen, erwarten, dazu auffordern usw., wie zum Beispiel die Warnung, die Zurückweisung, der Zweifel, das Erstaunen, die starke Affirmation ("Bin ich ein Nichtsnutz?" - Die Antwort ist die Verneinung: "Nein, das wollte niemand sagen" usw.) Ähnlich funktioniert auch die bekannte Ciceronische Frage ("Quousque tandem...", "Wie lange tust du das noch?" Antwortreaktion: Du sollst das nicht weiter tun).<sup>3</sup>

In seiner pragmatisch begründeten Arbeit bestimmt Berg die rhetorische Frage eindeutig als Mittel des Bestreitens.<sup>4</sup> Gleichzeitig müssen wir aber sehen, daß die in Ladányis System feststellbare erste Gruppe der Fragen (in die auch die sog. rhetorische Frage gehören kann) weitere, auffallend andere Frage-Antwort-Möglichkeiten enthalten kann, die auf ihre Weise ebenfalls "rhetorisch" sind. Man denke zum Beispiel an die "gesprächseinleitende" Frage, die die Aufmerksamkeit des Hörers erwecken will ("Weißt du, was wir jetzt machen?") oder an die höfliche Frage ("Könntest du mir helfen?" usw.).<sup>5</sup>

Die als Fragen formulierten Spruchweisheiten werden voraussichtlich auch entweder in die Klasse der promotiven und emotiven Fragen oder in die der Probleme gehören. Eine echte Frage-Antwort-Situation wird in den Spruchweisheiten

simuliert, die nicht nur die Frage, sondern auch die darauf gegebene Antwort enthalten, sie sollen im Teil 2 behandelt werden. Spruchweisheiten sind keine Rätsel. Bei den Rätselfragen (z.B. im Volksmund) gibt es doch immer eine spezifische Antwort, nämlich die Benennung eines Gegenstandes oder Sachverhalts, der in der Frage selbst expressis verbis nicht enthalten ist.<sup>6</sup> Nicht so bei den Spruchweisheiten: Hier können wir zwar die Frage beantworten (das ist zugleich das Verstehen und die Interpretation des Spruches), die Antwort enthält aber eine Wiederholung der Frage. Das ist zugleich auch die Eigenschaft, auf der unsere weiteren Beobachtungen basieren können.

1.2. Die als situationslose Fragen formulierten Sprüche, Aphorismen usw. sind im allgemeinen verständlich und interpretierbar, indem auf die gestellte Frage eine (evidente) Antwort gegeben werden kann, die die Negation des Fragesatzes darstellt. Negation wird dabei als Inversion verstanden: Auf eine verneinende Frage folgt eine affirmative Antwort und umgekehrt. Es kann sich sowohl um positive wie auch um negative Entscheidungsfragen bzw. um Ergänzungsfragen handeln. Zum Beispiel:

Polemischierende Entscheidungsfragen:

"Bist du ein Ball in den Händen des Schicksals auch, wenn es dich nach der Scheibe wirft?"<sup>7</sup>

Antwort: Du bist kein Ball in den Händen des Schicksals, wenn es dich nach der Scheibe wirft.

"Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Wenn das stimmt, heißt das nicht, daß der Schatz einer Nation aus den Werken ihrer verkannten und zurückgesetzten Söhne besteht?"<sup>8</sup>

Antwort: Doch, das heißt, daß der Schatz einer Nation aus den Werken ihrer verkannten und zurückgesetzten Söhne besteht.

(Ähnlich auch: "Alles verstehen, alles vergeben? Uns selbst auch?"<sup>9</sup>

Antwort: auf die erste Frage: Ja, alles verstehen, alles vergeben. Auf die zweite aber: Nein, uns selbst nicht.)

Polemischierende Ergänzungsfragen:

"Wer kann sich über das Licht freuen, wenn sein Haus brennt?"<sup>10</sup>

Antwort: Niemand kann sich über das Licht freuen, wenn...

"Was für ein Kommunismus ist das, dessen Kern nicht das Gefühl ist, was mir gehöre, gehöre dir?"<sup>11</sup>

Antwort: Das ist kein/erlei/ Kommunismus, dessen Kern nicht... (Ähnlich auch: "Wer hat schon einen Wolf gesehen, der behutsam heult?"<sup>12</sup> Wer würde um sie trauern, wenn auf einmal alle Redeblüten verwelkten?"<sup>13</sup>

Es gibt auch Fälle, bei denen die Inversion nicht mechanisch durchgeführt werden kann. Das sind z.B. die folgenden Fragen: "Du hast in allem Recht, ich - in nichts. Wie willst du mich denn überzeugen? Wie glaubst du, an dieser unzugänglichen Insel vor Anker zu gehen?"<sup>14</sup>

Die Verben wollen und glauben erscheinen in dem Beispiel und in allen analogen Sätzen als für die Frageproposition (und damit für die inverse Antwortproposition) irrelevant und auch weglassbar. Verneint wird nicht das finite Verb des Hauptsatzes (wollen, glauben), sondern das von diesem Verb abhängige Verbalsyntaxema: Wie willst du mich denn überzeugen? - Wie überzeugst du mich? - Du überzeugst mich nicht.

Die Semantik kennt die hier dargestellten unterschiedlichen Gebrauchsmöglichkeiten der Verben wollen oder glauben sehr wohl, etliche Parallelen mit anderen ähnlichen Strukturtypen ließen sich ziehen.<sup>15</sup> Diese Verben verhalten sich bei allen anderen rhetorischen Fragen ähnlich. Vgl. auch folgendes Beispiel: "Meinst du, du schreitest voran, wenn du dich von einem Bein auf das andere stellst?"<sup>16</sup>

Es könnte das Thema weiterer ausführlicher einzelsprachlicher Untersuchungen sein, die Rolle dieser und ähnlicher Verben für verschiedene rhetorische Fragen zu analysieren.

Der zitierte Spruch ist auch deshalb ein besonderer Fall, weil er eine mit dem Pronomen wie eingeleitete sog. offene Frage ist.<sup>17</sup> Bei den offenen Fragen kann die Antworterwartung auch eine inverse Aufforderung sein. Da in meinem aus dem Ungarischen übersetzten Korpus kein Beispiel dafür vorhanden ist, sei hier ein Aphorismus von dem Polen S.J.Lec zitiert: "Wie sollte ich kein Optimist sein. Meine Gegner erwiesen sich - bis jetzt - als genau die Schweine, die ich in ihnen vermutet habe."<sup>18</sup>

Die Aufforderung ist in den offenen Fragen mit warum oder wozu noch auffällender, z.B.: "Wozu Feuer schüren, wenn man nichts im Topf hat?"<sup>19</sup>

Das heißt: Es hat keinen Sinn, Feuer zu schüren, wenn man nichts im Topf hat. - Man soll nicht Feuer schüren, wenn... Die offenen Fragen, die für die Semantik der Fragen eine selbständige Gruppe darstellen, lassen sich auch bei der rhetorischen Frage mit inverser Antworterwartung als eine besondere Gruppe ausgliedern.

Die zitierten Fragen und die Interpretationen (d.h. die darauf gegebenen Antworten) stellen natürlich kein einzelsprachlich erklärbares Problem dar. Es geht hier nicht um ein linguistisches, sondern um ein inhaltliches oder interpretatorisches Problem. Jörg Meibauer hat also recht, wenn er weder vom Satztyp "rhetorische Frage", noch vom Sprechakttyp "rhetorisches Fragen" spricht - dabei aber mit großer Sorgfalt die (einzel)-sprachlichen Möglichkeiten zusammenfaßt, die als rhetorizitätserzeugende und rhetorizitätsverstärkende Elemente das Verstehen des Frage-Antwort-Typs steuern.<sup>20</sup> Gerade diese sind es, die einen Texttyp konstituieren helfen. Was nämlich in einem über den Satz hinausweisenden Untersuchungsrahmen behandelt werden soll,

ist das typische, sich wiederholende inverse Verhältnis zwischen Frage und Antwort und dessen Merkmale. Man muß sich bei der Behandlung der Dialogstrukturen mit dieser Erscheinung unbedingt auseinandersetzen, auch wenn dafür als sprachliche Kriterien zunächst nur Meibauers rhetorizitätserzeugende und -verstärkende Elemente gegeben werden können.

Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Untersuchung der Gegenbeispiele, d.h. der Frage-Antwort-Relationen, bei denen die Inversion nicht mehr gültig ist. Einen solchen Fall stellt die folgende Entscheidungsfrage dar: "Wird die Dummheit, mag man noch so lange nach ihr jagen, nie müde?"<sup>21</sup>

Die Antwort kann nur lauten: Nein, die Dummheit wird nie müde, mag man noch so lange nach ihr jagen. Eine Erklärung bietet uns die Textkonvention und zwar auf zwei unterschiedlichen Ebenen.

I. Neben dem konventionellen Frage-Antwort-Typ "polemisierte rhetorische Frage mit inverser Antwort" gibt es den ebenfalls konventionellen Typ "kritisch-vorwurfsvolle rhetorische Frage mit resignativer Antwort", zum Beispiel: Frage: Muß er denn immer der erste sein? Antwort: (Nun ja, das ist eben so, da können wir nichts machen.) Er muß immer der erste sein. (Aber tröste dich...usw.) Wichtig ist, daß Fragen von diesem Typ inhaltlich immer etwas ausdrücken, was lieber nicht der Fall sein sollte - eine Bedingung, die zwar mit Sprache nichts zu tun hat, aber das Verstehen - ähnlich einem rhetorizitätserzeugenden Element - steuern kann. Neben Meibauers sprachlich bestimmbareren rhetorizitätserzeugenden Kriterien können wir also das konventionell gewordene inhaltliche Kriterium "das Gesagte ist der Fall, sollte aber nicht der Fall sein" mit demselben Gewicht als Merkmal angeben. Die Lexikalisierung bestimmter Phrasentypen verstärkt auch diese Annahme, man denke an Formen wie der Gebrauch des Modalverbs müssen usw. Sprachliches und Nicht-Sprachliches fügen sich auch hier in eine organische Einheit.

II. Bei den Spruchweisheiten handelt es sich ebenfalls um größtenteils kritische, auf die Schwächen des Menschen hinweisende Feststellungen. So wäre eine inverse Antwort zwar möglich (Doch, einmal wird selbst die Dummheit müde), jedoch nicht situationslos, sondern nur in einem konkreten Kontext (als Trost) und also in einer echten Frage-Antwort-Relation. Als allgemeingültige Aussage gilt nur der kritisch-resignative Inhalt, d.h. die Wiederholung der Frage als Aussage, ohne Änderung.

Das folgende Beispiel - das ebenfalls nur eine nicht sprachlich bestimmbare Konvention darstellt - unterscheidet vom obigen sich dadurch, daß wir hier automatisch weder eine

inverse, noch eine unveränderte Wiederholung der Frage als evidente Antwort geben können.

"Welch ein Widerspruch: siegen und sich dem Sieger anschließen. Wie kann es der Sieger nur erdulden?"<sup>22</sup> Diese Frage könnte als "offene" Variante in die Klasse der kritisch-resignativen rhetorischen Fragen eingestuft werden. (Er kann es erdulden - aber er sollte es nicht erdulden.) Typisch ist hier wiederum das Negative, gegen das sich die Empörung des Fragenden richtet.

Damit haben wir in den Spruchweisheiten zwei Arten der rhetorischen Frage unterschieden, und zwar die konventionelle Inversion und die ebenfalls konventionelle Verstärkung der Resignation. Bei beiden Typen kann die mögliche Antwort und Interpretation entweder eine Feststellung oder eine (ableitbare) Aufforderung sein.

1.3. Fragen, bei denen weder der Sprecher noch der Hörer eine Antwort weiß, sind Probleme. Die Probleme sind häufig offene Fragen, mit wie, wieso, warum eingeleitet. Sie können aber selbstverständlich auch mit anderen Fragewörtern eingeleitete Ergänzungsfragen sein, und sehr oft treten sie als Entscheidungsfragen und Alternativfragen auf. Ob eine Frage ein Problem oder eine rhetorische Frage ist, hängt nur von dem Inhalt des Spruches und von seiner Interpretation ab.

"Man soll das Eisen schmieden, solange es heiß ist, aber was soll der tun, der nur streicheln kann?"<sup>23</sup> - fragt sich und den Leser Imre Horváth. Die Frage bleibt unbeantwortet - die "Antwort" ist das Nachdenken über das Problem. Der Spruch veranschaulicht eine häufige Form des Problems, nämlich die Frage "was soll man tun". Auf diese Frage kann man nicht immer ohne weiteres mit einer Inversion reagieren (Nichts soll man tun.). Der Fragetyp gehört auch in die Gruppe der in einer allgemeinen Semantik von Frage und Antwort bestimmbareren offenen Fragen.

Während Probleme im allgemeinen den indikativen Modus aufweisen, kommt bei den rhetorischen Fragen mit inversiver Antwort häufig der Konjunktiv vor.<sup>24</sup> Vgl. auch den folgenden Aphorismus:

"Wenn du endgültig scheidest, wem überträgst du dann, die Botschaft des Frühlings für dich zu übernehmen?"<sup>25</sup> Die Antwort lautet zwar: Du überträgst es niemandem, damit ist aber nur die Frage beantwortet, der Spruch ist noch nicht "verstanden" (vergleiche dazu die Schlichtheit der Folgerung im Spruch: "Wer kann sich übers Licht freuen, wenn sein Haus brennt?"). Das Problem führt zu einer kausalen Kette und als deren Schluß zu einem unauflösbaren Widerspruch: Du kannst niemandem übertragen, die Botschaft für dich zu übernehmen. Die Botschaft ist jedoch zu übernehmen. Also mußt du sie

selbst übernehmen. Die Forderung ist aber sinnlos, denn du mußt scheiden. Der Spruch ist somit - in meiner Interpretation, in Kenntnis der anderen Sprüche von Horváth, also aufgrund der Intertextualität - ein Ausdruck der Konfrontation mit dem Gedanken an den unausweichlichen Tod. Theoretisch nicht weniger möglich ist jedoch auch eine einfache Inversion als Lösung, in dem Fall gilt der Spruch als Mahnung, zum Beispiel für die, die irgendwoher - z.B. aus ihrer Heimat - endgültig fortgehen wollen. (Du überträgst es niemandem, also mußt du selbst die Botschaft übernehmen, also mußt du doch bleiben.) Diese Interpretation wäre meines Erachtens nur im Falle des im Konjunktiv formulierten Spruchs vorzuziehen. (Solltest du endgültig scheiden, wem würdest du dann übertragen, die Botschaft des Frühlings für dich zu übernehmen?)

Die rhetorizitätserzeugenden und -verstärkenden Mittel können diese ihre Funktion auch oft nur vom Kontext abhängig erfüllen. Im Spruch "Heißt Leben wirklich nur: am Leben anderer teilzunehmen?"<sup>26</sup> kann das Wort *nur* das Verstehen und die Antworterverwartung unterschiedlich steuern. Der ungarische Aphorismus entbehrt der Verstärkung jeglicher Rhetorizität, die schlichte Frage wird (natürlich auch in Kenntnis der anderen Aphorismen von Osvát) als echtes Problem formuliert, und der Spruch fordert zum Nachdenken auf. Man könnte ihn aber - besonders im Nacheinander der Sprüche mit Inversion als Antwort - auch ganz anders verstehen, nämlich als Behauptung, nach der Leben nicht nur am Leben anderer teilzunehmen heißt. Diese Interpretation als rhetorische Frage betont das Recht des "eigenen" Lebens, während die andere das Primat der Auffassung "Leben mit den anderen" eingibt, indem auf das Problem auch eine bejahende Antwort möglich ist.

Die Inversion als Antworterverwartung ist so stark konventionell, daß man geneigt ist, "unlösbare" Probleme auch oft mit einer Inversion zu beantworten. Zum Beispiel im Falle des folgenden Aphorismus:

"Wird der trübe Gedanke heiter, wenn er eine klare Form findet?"<sup>27</sup> Der Sinn des Spruches kann nicht nur die sich - durch die Kraft der Konvention - automatisch anbietende inverse Antwort sein (Der trübe Gedanke wird auch dann nicht heiter, wenn er eine klare Form findet), sondern auch das Nachdenken über die Kraft der Form, über die bekannte Behauptung, nach der der Gedanke erst durch die sprachliche Form klar wird, und parallel dazu das Nachdenken über das Gegenteil, nämlich darüber, inwiefern die Klarheit der Form mit der Trübheit des Gedankens verträglich ist. (Ein weiterer Gedankengang kann sich an das Wort *heiter* knüpfen und den Gegensatz zwischen *trüb* und *heiter* auslegen.) Ob sich auf den als Frage formulierten Spruch eine Antwort - oder keine Antwort - finden läßt, bleibt in nicht wenigen Fällen wegen

des Mangels an rhetorizitätserzeugenden und -verstärkenden Elementen und/oder wegen des Mangels an einer ausgeprägten "Negativität" dem Interpreten überlassen. Diese Fälle könnten als Probleme klassifiziert werden.

Als klassische Probleme gelten bei den Spruchweisheiten die Alternativfragen, da bei ihnen eine Inversion in der Antwort von vornherein ausgeschlossen ist. Zum Beispiel: "Was heißt Einfachheit? Wenn der Ausdruck die Form aufzehrt? Oder wenn uns die Form den Ausdruck vergessen läßt? Das nackte 'es ist so', oder die blinde Vollkommenheit?"<sup>28</sup> Natürlich ist bei Alternativfragen auch eine nichtsprachlich bestimmte Antworterverwartung möglich, so ist z.B. die folgende Frage aufgrund unserer latenten Werturteile zu beantworten: "Ist die Vertraulichkeit oder das Vertrauen das verlässlichere Meßinstrument für das Nahe-aneinander-sein?"<sup>29</sup> Wenn wir Vertrauen und Vertraulichkeit als positiven und weniger positiven Wertbegriff einander gegenüberstellen, ist für uns die Alternativfrage kein Problem mehr: wir stimmen in unserer Antwort für den positiv/er/en Wertbegriff, im Beispiel für das Vertrauen.

Offene Fragen mit warum/wieso sind durch ihre Form berufen, Probleme darzustellen, das ist aber auch nur eine formale Möglichkeit und der Grund für eine statistische Wahrscheinlichkeit, jedoch kein absolutes Kriterium. So ist die folgende als offene Frage formulierte Spruchweisheit kein Problem, sondern die Widerlegung einer allgemein bekannten, trivialen Wahrheit: "Wenn man durch Schaden klug wird, wieso sind wir nicht alle Wissenschaftler?"<sup>30</sup>

Die Reaktion des Lesers - und die Interpretation - ist eindeutig: Das Sprichwort stimmt nicht. (Ein genauso wichtiger Teil der Interpretation ist natürlich auch die Resignation: wir haben schon so viel Schaden erlitten, daß wir dadurch Wissenschaftler sein müßten.)

In einigen Fällen erscheint die Frage als Zusammenfassung, am Ende einer logischen Kette. Osvát hat diese Art Fragen besonders gern, z.B.: "Die Güte hebt uns auf, aber sie erniedrigt uns auch. Die Schönheit erniedrigt nicht, sie hebt uns nur auf. Wahrheit hebt uns nicht auf, sie erniedrigt uns nur. Ist das wahr: sie erniedrigt uns?"<sup>31</sup>

Oder: "Unser Herz schmerzt mehr davon, was wir versäumt, als wegen dem, was wir nicht richtig getan haben: Was folgt daraus?"<sup>32</sup> Der erste Fall ist ein echtes Problem, der zweite ist aufzulösen, indem man an der konventionellen Kritik der Aphorismen an den Menschen festhält und die miteinander verglichenen zwei Möglichkeiten als unterschiedlich positive Wertbegriffe einander gegenüberstellt. So kann daraus, daß uns wichtiger ist, was wir versäumt, also nicht miterlebt haben, als das, was wir falsch gemacht haben, der Schluß

gezogen werden: der Mensch trachtet immer danach, was er nicht hat, und kümmert sich weniger darum, was er - gut oder schlecht - gelöst hat: der Mensch ist schwach.

1.4. Durch die Untersuchung der als Fragen formulierten Spruchweisheiten kommen wir zum Schluß, daß es zwar eine inhaltliche und interpretatorische Frage ist, zu entscheiden, ob die Frage eine rhetorische ist (wo Sprecher und Hörer die Antwort kennen) oder ein Problem (wo keiner von beiden die Antwort kennt), aber bestimmte rhetorizitätserzeugende und -verstärkende Mittel können das Verstehen steuern. Unter einfacher rhetorischer Frage wollen wir die Fragen verstehen, bei denen die evidente Antwort eine Inversion darstellt. (Die weitere Untersuchung der Antwortevidenz mag auch etliche Parallelitäten zwischen rhetorischer Frage und Ironie aufdecken.) Zu den rhetorizitätserzeugenden und -verstärkenden Mitteln, die Meibauer in seiner Monographie vorführt, haben wir auch die inhaltliche (nicht sprachliche) Negativität gerechnet als konventionell gewordenes inhaltliches Faktum, das die Antworterverwartung in Richtung "resignative Verstärkung" lenkt. Damit ist zugleich auch der andere Typ der rhetorischen Fragen gegeben.

Die Probleme unterscheiden sich in den Spruchweisheiten von den rhetorischen Fragen, indem sie weder eine einfache Inversion noch eine resignative Wiederholung als evidente Antwort zulassen. Dabei gibt es "Scheinprobleme", bei denen die Antwort gefunden werden kann, aber auch echte Probleme, bei denen die eigentliche "Antwort" das Nachdenken über die Frage ist. Daß wir auch bei solchen Fällen oft geneigt sind, zum Schluß die Inversion als Antwort zu wählen, ist eine Folge der starken Textkonvention.

Sowohl die echten rhetorischen Fragen als auch die Probleme weisen eine Affinität zu bestimmten Formen auf. Dabei spielen die Fragetypen (z.B. Entscheidungsfragen als resignative Fragen, Alternativfragen als Probleme), die Fragewörter (z.B. warum, wie als Probleme einleitende Fragewörter) bzw. bestimmte frageeinleitende Strukturen (du meinst,... usw.) eine wesentliche Rolle. Die evidente Antwort kann sowohl eine Feststellung als auch eine Aufforderung sein, im letzteren Fall dürfen wir die Notwendigkeit eines kognitiven Schlusses beim Verstehen, d.h. bei der Antwort, oft auch nicht außer acht lassen.

## 2. Fragen und Antworten als Spruchweisheiten

Bei Ernő Osvát lesen wir mehrere Aphorismen, die aus einer Frage und einer darauf gegebenen Antwort bestehen. Zum Beispiel: "Liegt die Wahrheit in der Mitte? Nein, das ist nur eine Überlieferung der Gleichgewichtshirten."<sup>33</sup> "Ob die Größe eines Gedankengangs fällt, wenn damit eine falsche These bewiesen wird? Im Gegenteil. Sie fällt nicht."<sup>34</sup> Die für die rhetorische Frage typische Inversion erscheint immerhin auch in diesen Frage-Antwort-Relationen: Die Antwort ist in beiden Beispielen die Verneinung der Frage, nur wird hier die Verneinung auch durch eine weitere Feststellung untermauert und verstärkt. In diesem Sinn bilden diese als Frage und Antwort formulierten Spruchweisheiten auch einen Untertyp der rhetorischen Fragen mit einfacher Inversion als Antwort-evidenz. Die Formulierungsart stellt somit einen stilprägenden Charakterzug der Aphorismen eines Autors dar. Frage und Antwort können auch in Form einer für die Spruchweisheiten typischen Phraseoschablone<sup>35</sup> erscheinen, nämlich in Sätzen vom Typ Was ist X, wenn nicht Y. Die Antwort ist: X ist Y. Das Beispiel zitiere ich frei nach einem bekannten politischen Spruch: "Was ist Gesetz, wenn nicht Gegenseitigkeit?"

Die dargestellte Verwandtschaft von Spruchweisheiten als Fragen einerseits und als Folgen von Frage und Antwort andererseits bekräftigt die Richtigkeit von Meibauers These, nach der statt rhetorischen Fragen von Rhetorizität in Fragen, Aufforderungen und Behauptungen gesprochen werden soll: Die Rhetorizität kann dann als gewähltes stilistisches Merkmal ausgewertet werden. Gleichzeitig müssen wir aber auch sehen, daß die starke Tendenz zur Umkehrung und damit zur Verneinung der als Frage formulierten Feststellung oder Aufforderung letztendlich zu einer bestimmten Interpretationskonvention und Textkonvention führt, die nicht selten durch gut umreißbare und konstitutive rhetorizitätserzeugende und -verstärkende Elemente unterstützt wird. Eine mögliche Aufgabe der weiteren Forschung ist somit die Untersuchung dieser Elemente, und zwar sowohl im Zusammenspiel von Sprachlichem und Nichtsprachlichem als auch auf dem Gebiet der einzelnen Sprachen. Die Spruchweisheiten können dazu auch wertvolles empirisches Material bieten.

## ANMERKUNGEN

1. Jörg Meibauer, Rhetorische Fragen. Tübingen 1986. Helmut Rehbock, Arten der Antwoorterwartung in Ergänzungsfragen. In: Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986, hrsg. I. Rosengren. Stockholm 1987: S. 357-384.
2. Ladányi, P., Zur logischen Analyse der Fragesätze. In: Acta Linguistica Sc. Hung., XV. (1965) 37-66.
3. Vgl. dazu auch: Kiefer, F. A kérdő mondatok szemantikájáról és pragmatikájáról. In: Rácz, E.- Szathmári, I., eds., Tanulmányok a mai magyar nyelv szövegtana köréből. Budapest, 1983: 203-230, bes. 221.
4. Vgl. auch: Berg, Uneigentliches Sprechen: zur Pragmatik und Semantik von Metapher, Metonymie, Ironie, Litotes und rhetorischer Frage. Tübingen 1978: 73 ff.
5. Kiefer, a.a.O.
6. Vgl. dazu: Tarnay, László: Megjegyzések a találós egyszerű formájához. In: Bernáth, A. - Csúri, K., eds. Az egyszerű formák szemiotikája. Szeged 1985 (Studia Poetica 7). 59-74.
7. Labda vagy a sors kezében akkor is, ha célba dob?" Horváth, Imre, zit. nach: Horváth Imre: Virágok mestersége. Bukarest 1976. S. 76. (im folgenden: H.I.)
8. "Senki sem próféta a hazájában. Ha ez igaz, nem azt jelenti-e, hogy: félreismert s mellőzött fiainak műveiből áll a nemzet kincse?" Osvát, Ernő, zit. nach: Osvát Ernő Összegyűjtött írásai. Ed. Osvát, Kálmán. Budapest 1945. S. 241. (im folgenden: O.E.)
9. Mindent, megérteni, mindent megbocsátani? Magunknak is?" O.E. 191.
10. "Ki tud örülni a fénynek, amikor a háza ég?" H.I. 60.
11. "Milyen kommunizmus az, aminek a magva nem az az érzés, hogy: ami az enyém, az a tiéd?" O.E. 234.
12. "Ki látott már olyan farkast, aki óvatosan üvöltözik?" H.I. 29.
13. "Ki siratná, ha egyszerre elhervadna valamennyi szóvirág;" H.I. 40.

14. "Mindenben igazad van és nekem semmiben. Hogyan akarsz hát erről meggyőzni? Hol kötsz ki ezen a megközelíthetetlen szigeten?" O.E. 252.
15. Vgl. dazu auch: Meibauer, a.a.O. S. 150 ff mit Hinweis auf die Forschungen von Borillo, A. 1981.
16. "Azt hiszed, hogy előrelépsz, ha egyik lábadról a másikra állsz?" H.I.90.
17. Vgl. dazu Kiefer, a.a.O. 213 und Conrad, R., Studien zur Syntax und Semantik von Frage und Antwort. Berlin 1978. 103 ff und 110 ff.
18. Zit.nach: Stanislaw Jerzy Lec, Alle unfrisierten Gedanken. Ed. Karl Dedecius. München 1982. S. 80.
19. ebd.185.
20. Vgl. Meibauer, a.a.O., S. 111 ff.
21. "A butaság, akármeddig üldözik is, sosem fárad el?" H.I. 105.
22. "Milyen ellentét: győzni, - meg a győzőhöz csatlakozni. Hogyis tűrheti a győző?" O.E. 237.
23. "Addig kell ütni a vasat, amíg meleg, de mit tegyen, aki csak simogatni tud!" H.I. 48.
24. Vgl. auch Meibauer, a.a.O. 140 ff.
25. "Ha végleg elmész, kit bízol meg, hogy átvegye a tavasz neked szóló üzenetét?" H.I. 46.
26. "Élni igazán csak annyi: a mások életében résztvenni?" O.E. 241.
27. "Boldog a borús gondolat, ha világos formát talál?" H.I. 32.
28. "Mi az egyszerűség? Mikor a kifejezés felemészti a formát? vagy mikor a forma elfelejteti a kifejezést? a csupasz "így van", vagy a vak tőkély" O.E. 246.
29. "A bizalmasság vagy a bizalom a megbízhatóbb közelség-mérőnk?" O.E. 253.
30. "Ha a maga kárán tanul az ember, hogy nem tudós mindenki?" H.I. 87.

31. "A jóság megalázva felemel; a szépség nem aláz meg, csak felemel; az igazság nem emel fel, csak megaláz. Igaz ez s: megaláz?" O.E. 251.
32. "Jobban fáj a szívünk azért, amit elmulasztottunk, mint azért, amit nem jól tettünk. Jaj, mi következik ebből!?" O.E. 255.
33. "Középen van az igazság? Nem, ez csak az egyensúly-pásztorok hagyománya." O.E. 246.
34. "Megdől-e egy gondolatmenet nagyszerűsége, amiért hamis tételt bizonyít? Ellenkezőleg. Nem dől meg." O.E. 191.
35. Zum Terminus s. Fleischer, W., Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1982. S. 135.

**PARTIKELN IM KONTRAST\***

Probleme und Vorschläge

**0. Partikel hin - Partikel her?**

Worum es im folgenden geht, wird zunächst am Beispiel zweier kurzer Gespräche skizziert.

**Erstes Beispiel:**

Ein Herr öffnet die Tür zu einem Eisenbahnabteil, das bis auf einen Platz besetzt ist. Nachdem er sich versichert hat, daß dieser Platz noch frei ist, möchte er zunächst seinen Koffer in die Gepäckablage hieven. Da ihm der Koffer aber zu schwer ist, fragt er einen der Mitreisenden, und dies mit deutlich fremdländischem Akzent:

*Können Sie den Koffer hochheben helfen?*

Der Angesprochene hilft, denkt sich aber im Stillen, daß "diese Ausländer" doch recht unhöfliche Leute seien. Er kann nicht wissen, daß die "Unhöflichkeit" allein daher rührt, daß der Fremde die Bitte unmittelbar aus seiner ungarischen Muttersprache übertragen hat. Dort heißt es:

*Felsgitené a bõröndõmet?*

- wörtlich etwa '\*würden (Sie) hochhelfen den Koffer'

Eine dermaßen "nackte" Aufforderung klingt im Deutschen unhöflich. Das Deutsche bietet verschiedenartige Mittel der Abmilderung: weiche, nuancenreiche Intonation; freundliche bis schüchterne Mimik; Modalverben im Konjunktiv II (*Könnten Sie... würden Sie... u.a.*); daneben verschiedene Partikeln. Besonders wirksam ist eine Kombination solcher Mittel:

*Könnten Sie mir mal helfen (den Koffer hochzuheben)?*

*Könnten Sie mal eben helfen?*

*Würden Sie mir eben mal helfen?*

*Können Sie vielleicht helfen?*

Besonderes Gewicht kommt dabei offenbar den Partikeln zu. Wer im Deutschen auffordern will, unterliegt geradezu einem Zwang, mehrere solcher Mittel einzusetzen, um sein Ziel zu

erreichen oder zum mindesten die kommunikativen Beziehungen nicht zu belasten. Es ist gefährlich, partikellose Äußerungen zu formulieren. Im Ungarischen hingegen klingt die Aufforderung ohne Partikeln keineswegs unhöflich. Und der ungarische Reisende hat, obwohl er recht geläufig Deutsch spricht, nie gelernt, daß das Deutsche für höfliche Aufforderungen den Gebrauch von Partikeln vorschreibt, wie sehr somit sein unbeabsichtigter Verzicht auf Partikeln die Kommunikation beeinträchtigt.

Zweites Beispiel:

Ein Ehepaar - sie ist Deutsche, er gebürtiger Ungar, der aber fließend Deutsch spricht - hat für den Abend Gäste eingeladen. Nun kommt der Ehemann eine Stunde vor dem Eintreffen der ersten Gäste nach Hause und sagt:

*Du, es kommen vier mehr. Ich hab noch Ballys, Joachim und Angelika eingeladen.*

Sie antwortet, etwas entsetzt:

*... Aber wie soll ich das mit den Steaks machen? Wir haben doch bloß zwei Pfannen!*

Darauf er:

*Ach - du wirst es schaffen.*

Und sie, deutlich verärgert, entgegnet:

*Ich glaube, du machst es dir ein bißchen zu einfach. An dir bleibt ja schließlich die Arbeit nicht hängen.*

Offensichtlich ist die Frau des Hauses gekränkt, sie findet, daß ihr Mann sich unhöflich ausgedrückt hat. Der indessen hat wiederum nur wörtlich aus seiner Muttersprache übersetzt. Dort hieße es, gänzlich ohne Gefahr, damit unhöflich zu wirken, vielmehr ausgesprochen freundlich:

*Meglátod, sikerülni fog.*

Das heißt, wörtlich übersetzt, etwa: 'Du wirst sehen, es wird gelingen.'

So darf man im Ungarischen in der beschriebenen Situation ohne weiteres sagen. Das Phänomen ist übrigens kein spezifisch ungarisches, im Polnischen etwa hieße es ganz entsprechend:

*(No to) zdązysz.*

Auch das heißt nicht viel mehr als 'Du wirst (es) schaffen.' Im Deutschen fehlt hier offensichtlich die Partikel *schon*: die erst mildert die Aussage, macht sie weniger apodiktisch, indem sie einen subjektiven Hinweis des Sprechers hinzufügt (der etwa die Bedeutung 'Ich bin zuversichtlich, daß...' hat). Durch diesen Zusatz wirkt die Aussage zugleich freundlicher. Durch die zitierte Aussage des Ehemannes wird die Kommunikation gestört, indem eine Partikel nicht verwendet wird, wohl weil sie in der Muttersprache des Ehemannes kein

Äquivalent hat (oder aber dieses Äquivalent, wenn es denn eines gäbe, nicht unter allen Umständen verwendet werden muß).

Fehler dieser Art begegnen auch bei fortgeschrittenen Deutschlernern sehr häufig. In Fehleranalysen freilich tauchen sie vor allem aus zwei Gründen gar nicht auf: Erstens weil sie in erster Linie der gesprochenen Sprache angehören, Fehlertests sich jedoch meist auf Geschriebenes beziehen, zweitens jedoch, weil das Fehlen solcher Partikeln nicht in jedem Falle zu falschen Äußerungen führen muß: Intonation, Gestik und anderes können die mangelnde Verbalisierung kompensieren.

Dennoch gilt, daß das Fehlen von Partikeln häufig ungewöhnlichen, ja abweichenden Sprachgebrauch zur Folge hat, auch daß partikelloses Sprechen den Ausländer entlarvt.

Die deskriptiven wie die didaktischen Probleme werden weiter dadurch kompliziert, daß es für die meisten dieser Partikeln mehrere Verwendungsmöglichkeiten gibt. Ich möchte im folgenden am Beispiel der Partikeln *schon* und *vielleicht* zeigen, wie Partikeln dieser Art im Deutschen einsetzbar sind und wie sie gegebenenfalls eingesetzt werden müssen, wenn das kommunikative Ziel erreicht, jedenfalls seine Erreichung nicht gefährdet werden soll. Dabei werde ich, um die Demonstration weiter zu vereinfachen, die "klassischen" Bedeutungen dieser Partikeln aussparen. Nicht behandelt wird also *vielleicht*, wenn es nur die Wahrheit einer Aussage offen lassen soll (z.B. *Vielleicht hast du ja recht.*), ebenso *schon*, wenn es nur zeitliche Bedeutung hat, also ein Ereignis als unerwartet früh eintretend charakterisiert (*Die Vorstellung hat schon begonnen.*).<sup>1</sup> Besprochen werden also im folgenden nur die gleichlautenden "Abtönungspartikeln"<sup>2</sup>.

### 1. VIELLEICHT

Diese Abtönungspartikel hat insgesamt vier Gebrauchsvarianten.

*vielleicht*<sub>1</sub>

könnte in folgender Situation realisiert werden:

Zwei Freunde, Kurt und Manfred, sitzen in einem Bibliotheksraum und arbeiten an verschiedenen Tischen. Kurt bittet Manfred mehrmals, ihm Bücher aus den Wandregalen zu holen. Manfred führt die Aufträge der Reihe nach aus, jedoch zunehmend unwilliger. Als Kurt zum vierten Mal ein Buch verlangt, diesmal eines, das nur mit Hilfe der Leiter zu erreichen ist, sagt Manfred verärgert:

*Bin ich vielleicht dein Handlanger?*

Die ungarische Entsprechung würde in derselben Situation etwa lauten:

Hát mit gondolsz, mi vagyok én, paprikajancsi?  
'\*Also was denkst du, du was bin ich, Hanswurst?'

Auch die folgende Situation legt den Gebrauch von *vielleicht*<sub>1</sub> nahe: Bei einer Abendgesellschaft wird einem der Gäste der Reihe nach Cognac, Wein, Saft und Mineralwasser angeboten. Er lehnt jedesmal freundlich dankend ab. Schließlich fragt ihn der ratlose Gastgeber:

Hättest du vielleicht lieber Bier?

Ungarisch würde es hier heißen:

Hát akkor inkább sört kérsz?  
'\*Also dann lieber Bier magst?'

Um die Ratlosigkeit zu betonen, könnte man auch sagen:

Talán inkább sört kérsz?  
'Vielleicht hättest du lieber Bier?'

Was auffällt, ist die Tatsache, daß die ungarischen Übersetzungen ohne Äquivalent der Partikel *vielleicht* auskommen. Dies ist jedenfalls immer möglich (andererseits könnte *talán* 'vielleicht' auch überall hinzugefügt werden).

*vielleicht*<sub>1</sub> ist immer unbetont. Es kommt ausschließlich in Interrogativsätzen<sup>4</sup> ohne Fragewort vor, die aber nur teilweise Fragen, teilweise auch Ausrufe sind. *vielleicht*<sub>1</sub> kann hier ersetzt werden durch etwa, das allerdings härter klingt und eher eine negative Antwort erwarten läßt, sowie durch *denn*, das ungeduldiger wirkt, indem es auf eine Antwort drängt. *vielleicht*<sub>1</sub> macht die Äußerung freundlicher, läßt die Art der Antwort offen. Man kann seine semantische Funktion am ehesten dadurch umschreiben, daß es suggerieren soll:

Der Sprecher hält es für möglich, daß der Hörer eine andere Vorstellung als die vom Sprecher geäußerte hat.

*vielleicht*<sub>2</sub>

Diese Variante eignet sich für das eingangs geschilderte Eisenbahn-Beispiel:

Können Sie mir vielleicht helfen?  
Felsegítené a bőröndömet?  
'\*Würden Sie hochhelfen den Koffer?'

Übrigens braucht die Gesamtsituation nicht so weitgehend verbalisiert zu werden, man kann auch einfach sagen:

Segítene? 'Würden Sie helfen?'

oder

Legyen szíves! 'Seien Sie nett!'

Allerdings wirkt diese Frage brüsker als im Deutschen. Dies

kann durch höflichkeitsfördernde Wendungen ausgeglichen werden, so etwa

*Lenne /olyan/ szives segiteni?*

'Würden Sie so freundlich sein zu helfen?'

*Megkérhetem/megkérhetném, hogy segítsen?*

'Darf/dürfte ich Sie bitten zu helfen?'

Auch wo ein Vorgesetzter um ein Gespräch gebeten wird, ist vielleicht<sub>2</sub> angebracht:

*Hätten Sie jetzt vielleicht Zeit für mich?*

*Ráérne egy pillanatra?*

'Hätten Sie Zeit für einen Augenblick?'

Alle ungarischen Entsprechungen sind partikellos. Der Mangel an Höflichkeit, der durch Verkürzung zustande kommen kann, wird dann durch andere (sprachliche) Mittel kompensiert.

Auch vielleicht<sub>2</sub> ist immer unbetont. Es kommt wie vielleicht<sub>1</sub> nur in Interrogativsätzen ohne Fragewort vor, die jedoch als höfliche Aufforderungen, meist als Bitten fungieren. vielleicht<sub>2</sub> läßt sich weder durch etwa noch durch denn ersetzen, sondern allenfalls durch *mal eben/eben mal*, das die vom Partner erbetene Handlung als geringfügig, als ohne Mühe zu bewältigen erscheinen lassen will, aber salopper, auch intimer als vielleicht<sub>2</sub> wirkt. Demgegenüber wahrt vielleicht<sub>2</sub> eine Höflichkeit demonstrierende Distanz.

Als semantische Funktion von vielleicht<sub>2</sub> läßt sich angeben:

Diese Partikel deutet an, daß

der Sprecher fürchtet, der Hörer könne eine andere als die vom Sprecher geäußerte Vorstellung haben.

vielleicht<sub>3</sub>

Wenn junge Leute sich über einen gemeinsam verbrachten Vorabend unterhalten, so mag dabei - lobend oder abwertend - auch die folgende Äußerung fallen:

*Das war vielleicht eine Party!*

Ungarisches Äquivalent wäre etwa

*Ez volt ám csak a buli!*

'\*Das war aber nur die Party'

Bei zeitlich weiter zurückliegenden Ereignissen wird ez durch az ersetzt. Alternative Formulierungen wären

*Ez/az volt aztán a buli! '\*Das war dann eine Party'*

*Micsoda buli volt! 'Was für eine Party das war!'*

Wenn jemand einen originellen, aber unerwarteten und

vielleicht auch schwer realisierbaren Vorschlag macht, kann man zu ihm sagen:

*Sie haben vielleicht Einfälle!*

Auf Ungarisch hieße das

*Magának aztán vannak ötletei!*  
'\*Sie dann haben Einfälle'

Als Alternative wäre auch möglich:

*Micsoda ötletei vannak.*  
'Was für Einfälle Sie haben!'

Und über einen Menschen, der einen sehr ungewöhnlichen Bart trägt, mag man sich folgendermaßen äußern:

*Der hat vielleicht einen Bart!*<sup>5</sup>

Auf Ungarisch:

*Micsoda szakála van!?*  
'Was für einen Bart er hat!'

Die Beispiele zeigen, daß *vielleicht*<sub>3</sub> fast immer ins Ungarische übersetzt wird, aber durch verschiedene Elemente: *ám* 'aber', *micsoda* 'was für ein', *aztán* 'dann'- Wörter, die daneben noch andere Bedeutungen haben.

*vielleicht*<sub>3</sub> ist unbetont. Es kommt in Konstativsätzen vor, die als Ausrufe fungieren. In vielen Fällen läßt sich *vielleicht*<sub>3</sub> durch *aber* ersetzen, das aber positiver, häufig bewundernd klingt. Demgegenüber deutet *vielleicht*<sub>3</sub> an, daß der Sprecher staunt/sich wundert über eine Normabweichung.

Als Normabweichungen fassen wir dabei Eigenschaften von Phänomenen auf, die nicht mit dem Üblichen, Durchschnittlichen, zu Erwartenden übereinstimmen.

*vielleicht*<sub>4</sub>

Zu einem Gesprächsteilnehmer, der anderen ständig ins Wort fällt, kann man sagen:

*Vielleicht bist du jetzt mal still!?*

Die ungarische Entsprechung lautet am ehesten:

*Fogd már be a szádát.*  
'\*Halt schon ein den/deinen Mund'

Alternativ wären andere Formulierungen möglich:

Most már aztán maradj csendben!  
... '\*Jetzt aber/schon endlich bleib still'  
Maradj már csendben végre!  
'\*Bleib aber/schon still endlich'

In allen drei Beispielen wird die deutsche Partikel durch *már* wiedergegeben.

*vielleicht*<sub>4</sub> ist in der Mehrzahl der Fälle unbetont, kann aber auch einen Nebenton tragen. Es kommt in Konstativsätzen vor, die als (ziemlich unhöfliche) Aufforderungen fungieren. *vielleicht*<sub>4</sub> steht dabei fast immer am Satzanfang. Unmittelbare Substitution durch eine andere Partikel ist nicht möglich; allenfalls (und nur bei anderer Verbform und anderer Stellung) läßt es sich durch *gefälligst* ersetzen:

*Sei jetzt gefälligst mal still!*

Als semantische Funktion von *vielleicht*<sub>4</sub> läßt sich formulieren: Diese Partikel drückt aus, daß der Sprecher dem Hörer im Hinblick auf eine Normabweichung mit einer Sanktion droht.

## 2. SCHON

Bei dieser Partikel lassen sich ebenfalls vier Gebrauchsweisen unterscheiden.

*schon*<sub>1</sub>

Einige junge Leute unterhalten sich über eine gefahrenreiche Autofahrt (nebliges Wetter, schlechte Straße), bei der Eugen der Fahrer sein soll. Jemand äußert Zweifel, ob Eugen das überhaupt schaffen werde; darauf ein anderer:

*Eugen fährt schon gut, aber ob der Wagen das aushält?*

Die ungarische Entsprechung lautet:

*Jenő ugyan jól vezet, de hogy a kocsi kibírja-e?*  
'\*Eugen zwar gut fährt, aber daß der Wagen das aushält?'

Die Partikel *schon*<sub>1</sub> hat eine direkte Entsprechung im Ungarischen: *ugyan* 'zwar' kann in sämtlichen möglichen Übersetzungen als Äquivalent verwendet werden.

*schon*<sub>1</sub> ist stets betont<sup>6</sup>. Es kommt in Konstativsätzen vor, die als Mitteilungen fungieren, kann aber hier immer nur eine Mittelfeldposition einnehmen: *schon*<sub>1</sub> ist nicht vorfeldfähig. Ersetzbar ist es durch die Partikel *zwar*, die allerdings in weit höherem Maße eine "ungesättigte" Äußerung signalisiert, der in jedem Fall eine Äußerung gegensätzlichen Inhalts folgen muß; Äußerungen mit *schon*<sub>1</sub> hingegen sind auch ohne Folgeäußerung verständlich und kommunikationsstützend. Die semantische Funktion der Partikel *schon*<sub>1</sub> läßt sich auf Grund

des Gesagten problemlos beschreiben. *schon<sub>1</sub>* zeigt an: Der Sprecher bestätigt einen Sachverhalt, schränkt aber seine Geltung zugleich ein, indem ein gegensätzlicher Sachverhalt als ebenfalls gültig ausgewiesen wird. *schon<sub>1</sub>* hat somit konzessive Bedeutung.

### *schon<sub>2</sub>*

In der soeben bei *schon<sub>1</sub>* geschilderten Situation mag eine Gesprächsteilnehmerin auf geäußerte Zweifel, ob Eugen der Aufgabe gewachsen sei, beruhigend antworten:

*Eugen wird schon zeitig dort sein.*

Auf ungarisch würde man sagen:

*Jenő biztosan idejében ott lesz.*

oder auch

*Jenő biztos, hogy idejében ott lesz.*

'\*Eugen bestimmt rechtzeitig dort sein wird'

Und wenn in einem anderen Zusammenhang bezweifelt wird, ob eine Kollegin in der Lage sei, ein gesetztes Ziel zu erreichen, so könnte einer sagen:

*Irene schafft das schon.*

Ungarisch:

*Irén biztosan megcsinálja.*

'\*Irene sicherlich schafft es'

*schon<sub>2</sub>* ist meist unbetont, kann aber auch einen Nebenton erhalten. Es kommt (wie *schon<sub>1</sub>*) in Konstativsätzen vor, die als Mitteilungen fungieren, ist aber, wiederum wie *schon<sub>1</sub>*, nicht vorfeldfähig. Im Gegensatz zu *schon<sub>1</sub>* läßt es aber keine Folgeäußerung mit gegensätzlichem Inhalt erwarten.

*schon<sub>2</sub>* hat die folgende semantische Funktion:

Der Sprecher bestätigt einen Sachverhalt ohne Einschränkung, er unterbindet damit in beruhigender Absicht weitere Diskussionen, die bevorstehen könnten.

### *schon<sub>3</sub>*

Wenn das fünfjährige Geburtstagskind die eingeladene Erbtante nicht begrüßen will, könnte die Mutter das Kind auffordern:

*Nun sag ihr schon guten Tag!*

Will man eine derartige dringliche Aufforderung, gepaart mit leichter Verärgerung, auf Ungarisch wiedergeben, so sagt man:

*Na, köszönj szépen!*

oder auch  
Na, köszönj már!

Diese Form (etwa 'Nun grüß schön/schon') klingt allerdings zugleich drohend und verrät höchste Ungeduld. Wenn Daniela ihrer Kollegin Eva ein Buch aushändigen soll, sich aber mit allerlei Ausflüchten windet, kann am Ende ein weiterer Anwesender ungehalten zu ihr sagen:

Nun gib's ihr schon!

Auf ungarisch entsprechend

(Na) add már oda neki!  
'\*Na gib schon hin ihr'

Und schließlich kann man einen Unfallzeugen, der den Polizisten aus Sorge, sein Alkoholgenuß könnte "ruchbar" werden, nichts sagen will, schließlich drängen:

Erzählen Sie schon!

Auf ungarisch:

(Na) kezdje már el!  
'(Nun) fangen Sie schon an!'

*schon<sub>3</sub>* wird, wie die Beispiele zeigen, teils gar nicht, teils durch die Partikel *már* 'aber, schon' wiedergegeben.

*schon<sub>3</sub>* ist immer unbetont. Es erscheint in Imperativsätzen, die als Aufforderungen fungieren<sup>7</sup>, und ist nicht vorfeldfähig. Ersetzen läßt es sich unter Umständen durch endlich, das aber drängender und ausgesprochen unfreundlich wirkt, während *schon<sub>3</sub>* gewöhnlich einen gutmütigen Beiklang hat. Die semantische Funktion von *schon<sub>3</sub>* kann damit beschrieben werden als  
**gutmütiges Drängen.**

*schon<sub>4</sub>*

Redakteure einer Zeitung unterhalten sich über einen abwesenden Kollegen. Dieser hatte in einem vielbeachteten Leitartikel eine Prognose über den Ausgang der Kommunalwahlen formuliert, die sich am späten Abend des Wahltages als totaler Irrtum herausstellte. Es fallen ärgerliche Bemerkungen, Vorwürfe reichen von "Blauäugigkeit" bis zu bewußter Irreführung und versuchter Manipulation des Wählers. Aber einer bemerkt resigniert:

Wann hätte er schon einmal recht gehabt?

Die ungarische Entsprechung würde lauten:

Hát mikor volt neki igaza?  
'\*Denn wann hatte er recht?'

In beiden Sprachen bewirkt diese Äußerung zwar noch nicht das Ende der Diskussion, kann aber doch den Abbruch eines Argumentationsstranges herbeiführen: Es ist sinnlos, den Kollegen wegen dieser Sache zu tadeln, man sollte vielmehr erkennen, daß er schon immer falsche Prognosen gestellt hat (und wohl auch künftig stellen wird), das ist also keine Aufregung mehr wert.

*schon*<sub>4</sub> läßt sich offenbar im Ungarischen durch das generalisierende *hát* wiedergeben.

*schon*<sub>4</sub> ist immer unbetont. Es erscheint in Interrogativsätzen mit Fragewort (sogenannten *w*-Fragesätzen), die jedoch als Ausrufe fungieren und als lediglich "rhetorische" Fragen eine ganz bestimmte Tendenz haben: die erwartete Antwort kann nur *Nie hat er recht gehabt*. o.ä. lauten. *schon*<sub>4</sub> läßt sich im Deutschen nur schwer ersetzen, am ehesten noch durch *überhaupt*.

Die semantische Funktion von *schon*<sub>4</sub> läßt sich folgendermaßen beschreiben: Diese Partikel drückt aus, daß der in Frage stehende Sachverhalt nicht allzu wichtig zu nehmen ist, daß er sich nur dann richtig beurteilen läßt, wenn man ihn im Kontext zahlreicher gleichartiger Sachverhalte sieht.

Die Frage muß erlaubt sein, ob den vier Gebrauchsvarianten der Partikel *schon* eine gemeinsame Grundbedeutung zukommt<sup>8</sup>. Vielleicht kann man eine semantische Gemeinsamkeit am ehesten darin erkennen, daß alle besprochenen Varianten das Gewicht eines Sachverhaltes herunterspielen:

bei *schon*<sub>1</sub> (*Eugen fährt schon gut, aber...*) durch die Konzessivkonstruktion, die einen adversativen und damit einschränkenden Folgesatz ankündigt;

bei *schon*<sub>2</sub> (*Irene schafft das schon.*) dadurch, daß weitere Argumentationen ausgeschlossen werden;

bei *schon*<sub>3</sub> (*Nun gib's ihr schon!*), indem man die geforderte Aktion, den mit ihr verbundenen Arbeitsaufwand als gering erscheinen läßt;

bei *schon*<sub>4</sub> durch Generalisierung (Einordnung in ein Paradigma)<sup>9</sup>.

So kann allgemein gesagt werden, daß *schon* in den genannten vier Varianten *bagatellisierende* Bedeutung hat. Freilich hilft diese herausdestillierte Gesamtbedeutung in der Praxis des Alltags nicht viel weiter. Wer Deutsch als Fremdsprache erwirbt, muß Variante um Variante mit den spezifischen Situationsmustern lernen. Daß diese Muster - als Verwendungsbedingungen - von grundlegendem Gewicht sind, zeigt sich auch beim Übersetzen:

*schon*<sub>1</sub>      *ugyan* 'zwar'  
*schon*<sub>2</sub>      *biztos(an)* 'sicherlich'

schon <sub>3</sub>	már 'aber/schon'
schon <sub>4</sub>	hát 'denn'

Das Ungarische mit seiner gänzlich andersartigen Struktur hebt hier Unterschiede des Deutschen ans Licht, die durch die (scheinbar) übereinstimmende Oberfläche leicht verdeckt werden.

### 3. FAZIT, FEHLER, FOLGERUNGEN

Es sollte deutlich geworden sein, wie wichtig der richtige Gebrauch von Partikeln für das Funktionieren der zwischenmenschlichen Verständigung ist. Verwendet jemand, speziell in mündlicher Kommunikation, zu wenige oder gar keine Partikeln, so wird das Verhältnis der Partner gestört; verwendet jemand Partikeln falsch, so wird dieses Verhältnis ebenso sehr gestört. In beiden Fällen liegt ein Verstoß gegen die Regeln der Kommunikation vor. Weniger bekannt ist, daß auch der Gebrauch zu vieler Partikeln eine Gefahr für die Verständigung darstellen kann. In einem Tonbandprotokoll findet sich die folgende Stellungnahme eines Auslandsgermanisten, dem allgemein eine hervorragende Beherrschung der deutschen Sprache attestiert wird<sup>10</sup>:

*Das ist eben unsere Schwierigkeit weil wir jetzt doch so eine starke Nachfrage nach den westlichen Fremdsprachen haben und es fehlen eben die Lehrer ja und auch die Lehrbücher und wir helfen uns freilich selbst aber wir können es eben doch nicht schaffen allein und deshalb hoffen wir natürlich daß auch die deutsche Seite für unsere Lage eben Verständnis hat.*

Nach herkömmlicher Auffassung besteht dieser Text aus fünf Hauptsätzen (in die zwei Nebensätze eingebettet sind). Mit insgesamt neun existimatorischen Partikeln scheint er deutlich "partikelüberfrachtet" zu sein. Ein solcher Text löst beim deutschsprachigen Hörer Befremden aus, er kommt wohl unvermittelt zu dem Schluß: "Aha - der Sprecher muß Ausländer sein." Wo so geredet wird, sind die Partikeln (die ja eigentlich kommunikationsfördernd wirken sollen) vergeblich eingesetzt, ihre Überzahl stört die kommunikative Beziehung. Man gewinnt das Gefühl, dieser Ausländer, der so flott Deutsch spricht, sei gewissermaßen nach dem Salzfaßprinzip vorgegangen: "Man streue über einen partikelfreien Text möglichst viele Partikeln - und der Text wird unverfälscht deutsch klingen." Daß dieses Verfahren nicht funktioniert, wissen die Lehrer wohl, und die Lehrbuchmacher haben aus dieser Erfahrung, teilweise wenigstens, die nötigen Folgerungen gezogen. Die Wissenschaftler haben subtile Regeln für die Verwendung der Partikeln formuliert - aber sind diese Regeln schon lehrbar? Werden sie jemals lehrbar sein? Sind

sie wenigstens in die gängigen Nachschlagewerke eingegangen?

Die Wörterbücher lassen uns hier weitgehend im Stich, auch die einsprachigen (von denen die zweisprachigen, legitimerweise, meist abschreiben), weil sie zwar Verwendungsbeispiele geben, aber nicht präzisieren, in welchem Umfang generalisiert werden darf. Und Beispiele, dies muß ohne falsche Rücksichten festgestellt werden, sind nur insoweit hilfreich, als zugleich deutlich gemacht wird, wofür sie stehen: erfährt der Benutzer nicht, wie und in welchen Grenzen sie verallgemeinert werden können, so stehen sie sozusagen lediglich für sich selbst, man kann sie wie Wörter auswendig lernen, aber das lohnt den Aufwand kaum. Allen Beispielfetischisten gehört dies ins Stammbuch geschrieben.

Die monographische Fachliteratur geht mehr ins Detail. Hier ist besonders an die Darstellungen von Dahl (1988), Helbig (1988) und Thurmair (1989) zu erinnern, die allerdings dem Ratsuchenden wiederum nur begrenzt helfen können, weil er ja in diesen Büchern nur dann an der richtigen Stelle wird nachschlagen können, wenn er schon weiß oder doch den starken Verdacht hat, daß die Partikel X oder Y oder Z hier angebracht wäre; vor allem aber weil diese wissenschaftlichen Untersuchungen, notgedrungen, den Blick vom grammatischen Bestand zur kommunikativen Funktion gerichtet haben. Wer lernen will, wie man sich im Deutschen kommunikativ adäquat ausdrückt, ist aber auf die umgekehrte Blickrichtung angewiesen:

**Er will etwas Bestimmtes mit einer spezifischen Bewertung sagen und sucht den dafür angemessenen Ausdruck.**

Handreichungen für ein solches Vorgehen gibt es bislang kaum. Als rühmliche Ausnahme kann man die von Harald Weydt et al. verfaßte "Kleine deutsche Partikellehre" (1983) ansehen, in der erklärt wird, wie man Staunen, Vermuten, Warnen, Drohen, Einschränken, Wünschen und allerlei anderes zum Ausdruck bringen kann. Bedingt gehören auch die "Übungen zu den Partikeln" von Kötz (1984) hierher. Wichtig ist nun vor allem, daß diese umgekehrte Sehweise in der Zukunft allgemeiner angewandt wird, besonders natürlich im Lehrbereich. Das bedeutet: Es muß gezeigt werden, daß kommunikative Bedürfnisse der geschilderten Art keineswegs nur durch Partikeln befriedigt werden können, sondern ebenso durch andere sprachliche Mittel, zum Beispiel Modalverben, die Modi des Verbs und Weiteres. Letzten Endes, dies wird sich herausstellen, tritt damit die gesamte herkömmliche Grammatik - und an ihrer Seite die Lexik - in den Dienst eines umfassenden Systems kommunikativer Inhalte, die nach Ausdruck verlangen.

Es gibt frühe Niederschläge einer solchen "kommunikativ" gewendeten Sprachbetrachtung und Sprachvermittlung: spora-

disch im Lehrwerk "Vorwärts", nach dem in den siebziger Jahren an deutschen Auslandsschulen die deutsche Sprache unterrichtet wurde; mit deskriptivem Totalitätsanspruch in der Communicative Grammar of English von Leech und Svartvik; auf das Deutsche angewandt in der "Deutschen Grammatik auf kommunikativer Grundlage" von Engel und Hayakawa. Eine überarbeitete Fassung mit aktuellen Texten und effektiveren Übungen wird demnächst erscheinen (Engel und Tertel 1992); und die deutsch-polnische kontrastive Grammatik des Instituts für deutsche Sprache, die zur Zeit entsteht, wird einen selbständigen kommunikativen Teil enthalten. Die Grundlegung einer kommunikativen Grammatik für Deutsch als Fremdsprache hat Hans Barkowski (1982) skizziert. In einem Aufsatz ("Kommunikative" Grammatik?, 1990) habe ich den Stand der Überlegungen zu resümieren versucht.

Dies alles sind bescheidene Anfänge. Aber sie offenbaren, wo die Leser (die Benutzer von Grammatiken zum Beispiel) der Schuh drückt. Für die Autoren künftiger wissenschaftlicher Grammatiken kann dies nicht belanglos bleiben. Es bedeutet für sie unter anderem, daß sie weniger auf Wörter und grammatische Kategorien fixiert sein sollten, daß sie sich mehr an den Wirkungen, an den Funktionen der sprachlichen Ausdrucksmittel orientieren sollten; daß sie also weniger Partikeln und ihre Verwendungsmöglichkeiten untersuchen und beschreiben sollten als Haltungen, Einstellungen zu Sprechabsichten oder Wahrheitswerten und deren Entsprechungen auf der Ausdrucksseite. Es wird sicher Wissenschaftler geben, die sich angesichts eines solchen Ansinnens auf den Kopf stellen; die anderen werden daran gehen, die Wissenschaft von der Sprache auf den Kopf zu stellen.

#### ANMERKUNGEN

\* Für tatkräftige Hilfe bei der Ermittlung der ungarischen Äquivalente danke ich Frau Márta Simon, Bonn/Budapest, Frau Sarolta László, Budapest, und Frau Magda Bartha, Budapest, danke ich für Anregungen und kritische Bemerkungen.

1. Es ist übrigens interessant, daß im Falle der Partikel schon der temporale Gebrauch der jüngere ist. Im Mittelhochdeutschen hatte das "Adverb" *schone* zunächst graduierende Bedeutung, es entsprach also neuhochdeutschem durchaus und erlangte erst später die Bedeutung 'unerwartet früh'. Daneben gab es im Mittelhochdeutschen noch ein Adverb *schone* zum Adjektiv *schoene*; vgl. Walthers *schone sanc diu nahtegal*.

2. Ich halte gern an dem von Harald Weydt 1969 eingeführten Terminus fest, auch wenn sich Maria Thurmair 1988 dagegen und für den in der damaligen DDR bevorzugten Terminus "Modalpartikel" entschieden hat. Es gehört zu den Skurrilitäten der damaligen deutsch-deutschen Kulturbeziehungen, daß sich Maria Thurmair bei dieser Entscheidung auf Gerhard Helbig berief, und zwar zum selben Zeitpunkt, zu dem sich Helbig auf Grund des mittlerweile vorherrschenden Sprachgebrauchs in seinem "Lexikon deutscher Partikeln" (1988) für den Terminus "Abtönungspartikel" entschieden hatte.
3. Handlanger läßt sich im Ungarischen nur schwer wiedergeben. Als Alternativen zu *paprikajancsi* kämen auch *inas* 'Lehrling' oder *cseléd* 'Diener'in Frage. Das einleitende *hát* kann weggelassen werden, wenn der Sprecher sehr erzürnt ist, also; *Mit gondolsz, mi vagyok én, az inasod/cseléded?* Auch eine negierte Aussage kann als angemessene Reaktion gelten: *Nem vagyok én az inasod/cseléded!* 'Ich bin doch nicht dein Lehrjunge/Diener!'
4. Ich unterscheide prinzipiell zwischen der Satzart "Interrogativsatz" und dem Sprechakttyp "Frage". Satzarten werden ausdrucksbezogen (durch Verbform, Verbstellung u. a.), Sprechakttypen durch die kommunikative Intention definiert. Gleichartiges gilt für andere Satzarten und Sprechakttypen. Näheres hierzu s. Engel (1991), S. 36ff. und S. 181f. Die moderne Satzmodusforschung geht einen anderen Weg: sie bemüht sich, analog zur traditionellen Grammatik, freilich methodisch exakter, um die Definition von "Satzmodi", die auf einer Kombination von Satzformen mit bestimmten Sprechintentionen beruhen. S. hierzu z. B. Altmann 1987.
5. Einer dpa-Meldung entnehme ich, daß der Türke Memli Rüstüoğlu einen "Zwirbelbart" mit einer Spannweite von 1,20 Metern trägt. Auf ihn dürfte diese Beschreibung passen.
6. Wegen der obligatorischen Betontheit wird *schon*<sub>1</sub> von manchen Forschern nicht zu den Abtönungspartikeln (bzw. Modalpartikeln) gerechnet; vgl. etwa Thurmair (1988), S. 146f. Ich bin allerdings der Ansicht, daß die ausdrucksbezogenen Abgrenzungskriterien nicht zu streng gehandhabt werden sollten, vor allem dann nicht, wenn die semantische Funktion eine Zuordnung zu den Abtönungspartikeln nahelegt.
7. Daß Imperativsätze immer Aufforderungsfunktion hätten, ist ein verbreiteter Irrtum. Bestimmte Konditionalsätze (etwa *Trink dieses Elixier, und du brauchst keinen Doktor mehr.*) beweisen, daß der Imperativ auch anderes

ausdrücken kann. Dies sehe ich als weiteres Argument dafür an, daß Satzart und kommunikative Funktion strikt unterschieden werden müssen. Der aufmerksame Leser wird übrigens bemerkt haben, daß zweierlei Paradigmen nun komplett sind: 3 Satzarten (Konstativsatz, Interrogativsatz, Imperativsatz) stehen 4 kommunikative Funktionen (Aussage, Frage, Aufforderung, Ausruf) gegenüber. Alle Bemühungen um Eins-eins-Zuordnungen sind damit ad absurdum geführt.

8. Dieselbe Frage läßt sich natürlich auch zu *vielleicht* stellen. Es sollte aber in methodischer Hinsicht ausreichen, wenn das Problem bei einer der beiden Partikeln durchdiskutiert wird.
9. Man könnte eine fünfte Variante aufführen, die nach negativen Aussagen auftritt: *Dafür kann ich mich nicht begeistern.* - *Ich schon!* Aber eben weil die Bedeutungsabweichung zu den anderen Varianten hier allzu groß ist (es dürfte sich schlicht um eine adversative Partikel handeln), soll von dieser Möglichkeit abgesehen werden.
10. In diesem Text wurde, um jede Möglichkeit einseitiger Interpretation auszuschalten, auf gliedernde Interpunktion verzichtet.

#### ZITIERTE LITERATUR

- ALTMANN, Hans (1987): Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen, in: Jörg Meibauer (Hrsg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik, Tübingen 1987, S. 22-56.
- BARKOWSKI, Hans (1982): Kommunikative Grammatik und Deutschlernen mit ausländischen Arbeitern, Königstein/Ts.
- DAHL, Johannes (1988): Die Abtönungspartikeln im Deutschen (=Deutsch im Kontrast, Band 8), Heidelberg.
- ENGEL, Ulrich (1991): Deutsche Grammatik, <sup>2</sup>Heidelberg.
- ENGEL, Ulrich (1990): "Kommunikative" Grammatik? in: Muttersprache, Band 100, S., 99-115.
- ENGEL, Ulrich; HAYAKAWA, Tozo (1986): Deutsche Grammatik auf kommunikativer Grundlage, Tokyo (in japan. Sprache).

ENGEL, Ulrich; TERTEL, R.K. (erscheint 1992): Mit der Zeitung Deutsch lernen. Eine unkonventionelle Einführung in die Strukturen der deutschen Sprache, Heidelberg.

HELBIG, Gerhard (1988): Lexikon deutscher Partikeln, Leipzig.

KÖTZ, W. (1984): Übungen zu den Partikeln, Leipzig.

LEECH, Geoffrey; SVARTVIK, Jan (1975): A Communicative Grammar of English, London.

THURMAIR, Maria (1989): Modalpartikeln und ihre Kombinationen (=Linguistische Arbeiten, Band 223), Tübingen.

THE NUFFIELD FOUNDATION (1971ff.): Vorwärts International, Leeds, Bonn.

WEYDT, Harald (1969): Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen, Bad Homburg, Berlin, Zürich.

WEYDT, Harald et al. (1983): Kleine deutsche Partikellehre. Ein Lehr- und Übungsbuch für Deutsch als Fremdsprache, Stuttgart.

## MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN EINES VERGLEICHS DER SUBSTANTIVVALENZ IM DEUTSCHEN UND IM UNGARISCHEN

0. Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf Vorarbeiten<sup>1</sup> zu einem deutsch-ungarischen resp. ungarisch-deutschen Wörterbuch der Substantivvalenz, das in Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Sprache in Mannheim, im Rahmen des Projekts BISUVALEX<sup>2</sup> erstellt werden sollte, und verfolgen das Ziel, die Problematik einer Übertragung des Begriffs Substantivvalenz auf das Ungarische - so wie wir sie in dieser relativ frühen Arbeitsphase sehen - kurz darzustellen. Den Ausgangspunkt bildet dabei folgende Beobachtung: Versucht man, deutsche Substantive mit ihrer Valenzumgebung (wie sie etwa im Wörterbuch von Sommerfeldt/Schreiber oder in der Monographie von Teubert dargestellt ist<sup>3</sup>) ins Ungarische zu übersetzen, liegen die Entsprechungen der zumeist rein substantivischen deutschen Strukturen im Ungarischen zu einem bedeutenden Teil im adjektivisch/partizipialen Bereich.

1. Die Gründe dafür liegen in Eigentümlichkeiten der ungarischen Nominalisierung, die im folgenden aufgezeigt werden sollen. Dabei gehen wir von der traditionellen Dreiteilung der nominalen Satzglieder des Ungarischen in Subjekt, Objekt und Adverbiale aus. Die Sammelklasse der Adverbiale, die außer Subjekt und Objekt sämtliche suffixale und postpositionale Glieder des Ungarischen umfaßt, kann zwar genauso wenig als syntaktisch homogene Klasse angesehen werden wie die vergleichbaren präpositionalen Glieder des Deutschen. Ihre Elemente tragen - sieht man einmal von der Problematik der ebenfalls zu den Adverbialen gerechneten dativischen Formen ab - primär zwar adverbialen Charakter, erscheinen aber sekundär auch im Rektionsbereich von Verben und Adjektiven. In neueren, oft valenzbezogenen Arbeiten zur ungarischen Syntax<sup>4</sup> wird daher immer wieder die Weiterdifferenzierung dieser Satzgliedklasse verlangt. Wenn sie für die folgenden Ausführungen doch beibehalten wird, geschieht dies deshalb, weil ihre Elemente - ähnlich wie die präpositionalen Glieder des Deutschen - ein einheitliches Nominalisierungsverhalten zeigen.

2.1. Für die Nominalisierung von Subjekt und Objekt gelten auch im Ungarischen besondere Regeln. Ihre Sonderstellung unter den Satzgliedern äußert sich auch darin, daß sie bei ihrer Überführung in die denominalen Sphäre in ein

Possessivattribut transformiert werden. Das Possessivattribut ist das ungarische Äquivalent des deutschen Genitivattributs, von dem es jedoch in seiner Strukturiertheit wesentlich abweicht. Seine wichtigsten Strukturmerkmale sind die folgenden:

Ähnlich wie das Subjekt und das bestimmte Objekt im deverbale Bereich<sup>5</sup> realisiert sich auch das Possessivattribut zunächst als morphologisches Merkmal des Bezugswortes: durch das Possessivsuffix, das Person und Numerus des Possessivattributs markiert und im Zeigfeld, d.h. bei deiktisch-anaphorischen Hinweisen in der Regel sein einziger Repräsentant ist:

- (1) az autója  
( 'sein/ihr Auto' )

Eine pronominale Realisierung des Possessivattributs erfolgt vor allem bei Hervorhebung der Person. In diesem Falle wird die entsprechende Form des Personalpronomens gesetzt:

- (2) az ő autója  
( 'sein/ihr Auto' )

Das substantivische Possessivattribut steht entweder mit dem Dativsuffix -nak/-nek, das im Ungarischen auch possessivisch-genitivische Funktionen hat, oder aber suffixlos:

- (3) Péternek az autója/Péter autója  
( 'Peters Auto' )

Die längere Form zeigt dabei eine auffallende Ähnlichkeit mit der umgangssprachlich üblichen deutschen Konstruktion:

- (4) ( dem Peter sein Auto )

Wie die Beispiele zeigen, steht das substantivische Possessivattribut in der Regel vor dem Bezugswort, kann aber in der längeren Form u.U. auch nachgestellt werden.

Was das funktionale Verhältnis des deutschen Genitivattributs und des ungarischen Possessivattributs anbetrifft, kann man von einem relativ hohen Grad der Äquivalenz sprechen. Über den Genitivus possessivus hinaus haben auch der Genitivus explicativus und - wie schon vorweggenommen - der Genitivus subjectivus und objectivus im Possessivattribut ihre ungarische Entsprechung, vgl.:

- |                                    |   |
|------------------------------------|---|
| (5) <u>das Auto meines Vaters</u>  | - <u>apám/nak az/ autója</u>            |
| <u>die Freude der Heimkehr</u>     | - <u>a hazatérés/nak az/ öröme</u>      |
| <u>die Rache des Mädchens</u>      | - <u>a lány/nak a/ bosszúja</u>         |
| <u>die Entlassung der Arbeiter</u> | - <u>a munkások/nak az/ elbocsátása</u> |

Für das subjektive Possessivattribut gelten allerdings auch im Ungarischen ähnliche Restriktionen wie für den Genitivus subjectivus im Deutschen<sup>6</sup>. Bei Verbalabstrakta, die auf transitive Verben zurückgehen, ist es nur beschränkt möglich und kann nicht gleichzeitig mit einem objektiven Possessivattribut realisiert werden. In diesen Fällen müssen andere Formen für das subjektive Possessivattribut eintreten, die aber schon die Problematik der Nominalisierung der Adverbiale involvieren.

2.2. Bei der Nominalisierung der Adverbiale stößt man auf die eingangs erwähnte Erscheinung der adjektivischen/partizipialen Konstruktionen. Zwar besteht auch im Ungarischen die Möglichkeit, die Adverbiale - ähnlich wie die präpositionalen Glieder des Deutschen - in unveränderter Form dem Bezugssubstantiv nachzustellen (seltener auch voranzustellen), doch sind der Nutzung dieser Möglichkeit im Vergleich zum Deutschen relativ enge Grenzen gesetzt. So läßt sich etwa bei der Nominalisierung des Satzes

- (6) a kutyát beoltják veszettség ellen  
( 'der Hund wird gegen Tollwut geimpft' )

die Postpositionalgruppe veszettség ellen ('gegen Tollwut') auch nachstellen:

- (7) a kutya beoltása veszettség ellen  
( 'die Impfung des Hundes gegen Tollwut' )

Doch wird diese Konstruktionsart im Ungarischen bei zahlreichen Satzeinbettungen als inakzeptabel empfunden, so daß man auf eine andere Anschlußmöglichkeit ausweicht.

Die wohl frequenteste Anschlußart ist dabei die partizipiale, die in unserem Beispiel vor allem durch das Hilfswort való ein verdunkeltes Partizip Präsens des Existenzverbs, ermöglicht wird:

- (8) a kutya veszettség ellen való beoltása  
( 'die gegen Tollwut "seiende" Impfung des Hundes' )

Eine zweite Möglichkeit stellt der adjektivische Anschluß dar, der hier durch Adjektivierung der Postposition mithilfe des Suffixes -i erfolgen kann:

- (9) a kutya veszettség elleni beoltása

Eine genauere Erfassung der Verwendungsrestriktionen, die für die strukturelle Entsprechung des deutschen Präpositionalattributs, das unter (7) vorgestellte attributive Adverbial gelten, stößt dabei auf erhebliche Schwierigkeiten. Die Akzeptabilitätsgrenzen lassen sich schwer ermitteln, können von vielen und heterogenen Faktoren abhängen. Außer Zweifel

steht die Akzeptabilität der Form in nominalen Ausdrücken (Titeln, Aufzählungen usw.), wie etwa Interjú a halállal (Interview mit dem Tode). Restriktionen ergeben sich bei Einbettung in einen Verbalsatz. Dabei scheinen eine ganze Reihe Faktoren (morphosyntaktische Form des Bezugswortes sowie des attributiven Adverbials selbst, Umfang der Gesamtgruppe, Stellung der Gesamtgruppe im Satzganzen usw. usf.) die Akzeptabilität der Form zu beeinflussen.<sup>7</sup>

3. Die Restriktionen, die für den Gebrauch des attributiven Adverbials gelten, und die häufige Bevorzugung partizipialer/adjektivischer Konkurrenzformen würde verlangen, daß man den Begriff Substantivvalenz im Ungarischen auch auf die partizipialen/adjektivischen Attribute ausweitet. Dies würde insofern eine Abweichung vom Verständnis des Begriffs in der germanistischen Linguistik bedeuten, als hier in der Regel die substantivischen Attribute als Realisierungsbereich der Substantivvalenz angesehen werden. Zwar wird in Arbeiten zur Substantivvalenz gelegentlich darauf hingewiesen, daß adjektivische Attribute, Partizipialgruppen und Relativsätze substantivische Ergänzungen paraphrasieren können<sup>8</sup>, doch wird die Berücksichtigung dieser Möglichkeiten in der Valenzbeschreibung des Substantivs nur in seltenen Fällen<sup>9</sup> verlangt, wohl weil - worauf Vater<sup>10</sup> hinweist - zwar semantische, jedoch keine syntaktischen Argumente dafür sprechen. Tatsächlich schlägt sich die semantische Valenz des Substantivs im Deutschen nur im Bereich der substantivischen Attribute regelmäßig in syntaktischer Valenz, d.h. in einer spezifischen syntaktischen Umgebung nieder. In anderen attributiven Bereichen sind Syntaktifizierungsmöglichkeiten nicht regelmäßig gegeben, und die vorhandenen Möglichkeiten zeigen keine syntaktische Spezifik.

Die zur Frage stehenden partizipialen/adjektivischen Konkurrenzformen des attributiven Adverbials im Ungarischen verlangen unter syntaktischem Aspekt eine differenziertere Beurteilung, zeigen jedoch kein einheitliches Bild. Zweifellos handelt es sich bei ihnen z.T. um Nominalisierungen, die auf syntaktischen Regelmäßigkeiten beruhen: um Fügungen, in denen das Adverbial in unveränderter Form, mittels eines adjektivierenden Hilfwortes oder Suffixes mit dem Bezugsubstantiv verknüpft wird (vgl. die Beispiele /8/ und /9/). Diese Konstruktionen haben sich aber bei der Nominalisierung der Adverbiale nicht voll durchsetzen können. Oft hat man es bei den adjektivischen Formen mit Wortbildungen, bei den partizipialen Formen mit mehr oder weniger variablen Möglichkeiten eines lexikalischen Anschlusses zu tun.

3.1. Zu den adjektivischen Formen. Hier ist zunächst festzuhalten, daß die unter (10) vorgestellte Möglichkeit der Adjektivierung der adverbialen Gruppe nicht durchgehend besteht, im Grunde auf einen Teil der postpositionalen Fügungen beschränkt ist<sup>11</sup>. In den übrigen Fällen läßt sich

allenfalls das substantivische Lexem selbst adjektivieren, vgl.:

- (10) Berlinben tartózkodtunk  
( 'wir hielten uns in Berlin auf' )  
berlini tartózkodásunk  
( 'unser Berliner Aufenthalt' )

Ohne Zweifel stellen diese Bildungen - die z.T. auch im Deutschen möglich sind - in manchen Bereichen sehr frequente Ausdrücke dar. Situativ- und Direktivergänzungen deutscher Substantive lassen sich oft am ehesten durch diese Bildungen im Ungarischen wiedergeben, besonders wenn sie einen geographischen Namen als Kern enthalten (vgl. das obige Beispiel). Sie machen aber auch dem subjektiven Possessivattribut eine starke Konkurrenz, vgl. z.B.:

- (11) az orvos tanácsa  
( 'der Rat des Arztes' )  
az orvosi tanács  
( 'der ärztliche Rat' )
- a parlament ülése  
( 'die Sitzung des Parlaments' )  
a parlamenti ülés  
( 'die Parlamentsitzung' )
- az elnök zárszava  
( 'das Schlußwort des Präsidenten' )  
az elnöki zárszó  
usw.

Hierbei handelt es sich aber schon um Wortbildungskonstruktionen, die sich in wesentlichen Punkten von syntaktischen Konstruktionen unterscheiden. Der wohl gravierendste Unterschied für die Valenzbeschreibung ist, daß sie sich nicht mit der Regelmäßigkeit syntaktischer Konstruktionen bilden lassen, vgl. etwa:

- (12) berlini sétá  
( 'Berliner Spaziergang' )
- erdei sétá  
( 'Waldspaziergang' )
- kerti sétá  
( 'Gartenspaziergang' )

jedoch kaum:

- ?parki sétá  
( '?Parkspaziergang' )

Würde man sich also aus Häufigkeitsgründen für die Berücksichtigung dieser Bildungen (eventuell auch Bildungen anderer Art) in der Valenzbeschreibung des ungarischen Substantivs entscheiden, würde man mit einem allgemeinen Hinweis auf syntaktische Klasse und Wortbildungstyp (etwa: - Adj<sub>i</sub>) eine recht vage Produktionsregel liefern. Eine Erfassung der sekundären Abhängigkeit der Bildungsmöglichkeiten von der lexikalischen Besetzung der Leerstelle (vgl. die obigen Beispiele) dürfte jedoch angesichts der vielen singulären Restriktionen für die Anwendung von Wortbildungsregeln sowie vor allem der Elastizität der Produktivitätsgrenzen praktisch kaum durchführbar sein.

3.2. Zu den partizipialen Formen. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, stellt die Adjektivierung weder als syntaktisches noch als Wortbildungsverfahren eine durchgehend bestehende Möglichkeit der Nominalisierung der Adverbiale dar. Im Gegensatz dazu ist die Überführung der Adverbiale in eine partizipiale Form nur in seltenen Fällen nicht möglich. Vieles spricht dafür, hierin die primäre Nominalisierungsmöglichkeit der Adverbiale zu sehen<sup>12</sup>.

Als kopulatives Element fungiert vor allem das Hilfswort *való* (vgl. oben), es tritt aber auch eine Vielzahl anderer Partizipien auf, besonders in Konstruktionen, in denen *való* nicht stehen kann. Die Restriktionen für die Verwendung von *való* wären weiter zu untersuchen. Bei deverbalen Bezugswörtern scheinen vor allem dann andere Partizipien aufzutreten, wenn die (in der Regel auch pluralisierbare) Bildung keine prozessuale Bedeutung mehr aufweist, vgl.:

(13) a Petrához intézett (\*való) kérdés/kérés  
( 'die an Petra gerichtete Frage/Bitte' )

a kérdésre adott (\*való) válasz  
( 'die auf die Frage gegebene Antwort' )

a sebesültnek nyújtott (\*való) segítség  
( 'die dem Verletzten geleistete Hilfe' )

Dabei entsteht die Frage, wonach sich die Wahl des Partizips in diesen Fällen richtet. Ohne Zweifel zeichnet sich die Tendenz ab, Partizipien zu wählen, die das semantische Verhältnis der beiden Nominalgruppen möglichst neutral, ohne nähere Spezifizierung zum Ausdruck bringen. So wird in Fällen, wenn das Bezugswort ein Funktionsverbgefüge bildet, in der Regel das Partizip des Funktionsverbs in der Konstruktion verwendet (vgl. die obigen Beispiele).

Es ist jedoch zu betonen, daß es sich hierbei um Tendenzen, nicht um grammatische Festlegungen handelt. Je nach Kontext und Ausdrucksabsicht des Sprechers lassen sich meist auch andere Partizipien verwenden. Besonders auffällig ist die

Variabilität der Ausdrucksmöglichkeiten in Konstruktionen, in denen kein Partizip eindeutige Dominanz erlangen konnte. Für die Übersetzung des deutschen Ausdrucks

(14) der Bericht an den Ausschuß

kommen z.B. u.a. folgende Ausdrücke in Frage:

(15) a választmánynak szóló beszámoló  
(etwa: 'der für den Ausschuß bestimmte Bericht')

a választmányhoz intézett beszámoló  
( 'der an den Ausschuß gerichtete Bericht' )

a választmánynak /a választmány számára készült/  
készített beszámoló  
( 'der für den Ausschuß angefertigte Bericht' )

a választmánynak/a választmány számára írt  
beszámoló  
( 'der für den Ausschuß geschriebene Bericht' )

a választmánynak küldött beszámoló  
( 'der dem Ausschuß eingesandte Bericht' )

womit freilich nur die häufigsten (weil neutralsten) Möglichkeiten erfaßt sind.

Im Grunde haben wir es also bei diesen Konstruktionen mit mehr oder weniger variablen Möglichkeiten eines lexikalischen Anschlusses zu tun, trotz der unverkennbaren Grammatikalisierungstendenzen, die sich in der Bevorzugung, ja oft formelhaften Verwendung semantisch neutraler Partizipien (vor allem Funktionsverbpartizipien) abzeichnen. Eine Festlegung der internen Struktur dieser Konstruktionen wird also in einer Valenzbeschreibung des ungarischen Substantivs voraussichtlich nicht möglich sein. Möglich wären allenfalls Hinweise auf feststellbare Ausdruckspräferenzen.

4. Schlußbemerkungen. Ein Vergleich der Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen führt in einer ersten Annäherung zum Ergebnis, daß die semantische Valenz der Substantive in den beiden Sprachen in unterschiedlichem Grad und z.T. auch auf unterschiedliche Weise in syntaktische Valenz umgesetzt ist.

Eine 1:1-Entsprechung zwischen semantischer und syntaktischer Valenz besteht weder im Deutschen noch im Ungarischen: In beiden Sprachen sind auch Versprachlichungsmöglichkeiten gegeben, die keine lexemspezifischen Strukturmöglichkeiten repräsentieren (vgl. hierzu auch den nachfolgenden Beitrag von P. Bassola).

Während sich jedoch im Deutschen ein attributiver Bereich abzeichnet, in dem die semantische Valenz der Substantive relativ systematisch in syntaktische Valenz umgesetzt ist, sind die vorhandenen Strukturansätze im Ungarischen weder im substantivischen noch im adjektivisch/partizipialen Bereich konsequent durchgeführt.

Wird also bei dem geplanten Wörterbuchvergleich die Existenz einer syntaktischen Valenz des Substantivs in den Vergleichssprachen vorausgesetzt, sind in deutsch-ungarischer Relation Schwierigkeiten zu erwarten.

Einerseits werden den Valenzstrukturen der deutschen Substantive im Ungarischen nicht immer gleichermaßen spezifische Strukturen, sondern u.U. allenfalls lexikalische bzw. Wortbildungsmöglichkeiten gegenüberstehen.

Andererseits werden auch die vergleichbaren Strukturen oft einen geringeren Akzeptabilitätsgrad und eine entsprechend geringere Häufigkeit aufweisen.

Besonders stark wird dies ins Gewicht fallen, wenn im Wörterbuch auch die Kombinatorik der Ergänzungen berücksichtigt wird. Die Erweiterbarkeit der Nominalgruppe ist im Ungarischen begrenzter als im Deutschen, die Realisierung vollständiger semantischer Strukturen ist hier oft nur im Rahmen eines Relativsatzes oder in mehreren Sätzen akzeptabel zu lösen<sup>13</sup>.

Mit diesem Hinweis auf die zu erwartenden Schwierigkeiten soll aber keineswegs den Ergebnissen des bevorstehenden Corpusvergleichs vorgegriffen werden. Erst aufgrund dieser Ergebnisse wird man beurteilen können, ob sich die ange-deuteten Probleme methodisch bewältigen lassen und die Aussicht besteht, nach dem vorliegenden Verbvalenzlexikon<sup>14</sup> ein weiteres brauchbares Nachschlagewerk der Praxis zur Verfügung zu stellen.

## LITERATUR

- BASSOLA, Péter: Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. In: Sprachwissenschaft 15 (1990), H. 3/4, 384-403.
- BUDAI, László: A nominalizáció korlátai a magyarban (Grenzen der Nominalisierung im Ungarischen). In: Magyar Nyelv 80 (1984), 313-323.

- ELEKFI, László: Az igék szótári ábrázolásáról (Zur Darstellung der Verben im Wörterbuch). In: Szótártani tanulmányok (Hrsg. von László Országh). Budapest 1966, 183-214.
- HÁMORI, Antónia: A jelzői értékű hátravetett határozó használatának kérdéséhez (Zur Frage des Gebrauchs des nachgestellten attributiven Adverbials). In: Magyar Nyelv 50 (1954), 419-431.
- HARTMANN, Dietrich: Über die Valenz der Substantive im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 7 (1979), 40-55.
- H. MOLNÁR, Ilona: A vonzat problémái és a nyelv közlési funkciója (Probleme der Valenz und die Mitteilungsfunktion der Sprache). In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok 9 (1973), 123-146.
- LÁSZLÓ, Sarolta: Mikroebene. In: Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Pavica Mrazović und Wolfgang Teubert. Heidelberg 1988, 218-233.
- LÁSZLÓ, Sarolta/SZANYI, Gyula: Magyar-német igei vonzatok (Ungarisch-deutsche verbale Valenzen). Budapest 1984.
- NYELVMŰVELŐ KÉZIKÖNYV (Handbuch der Sprachkultur) I. Hrsg. von László Grétsy und Miklós Kovalovszky. Budapest 1980.
- PRÓSZÉKY, Gábor: Határozók, szabad határozók (Adverbiale, freie Adverbiale). In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok 17 (1989), 213-240.
- SOMMERFELDT, Karl-Ernst/Herbert Schreiber: Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive. Leipzig 1977.
- TEUBERT, Wolfgang: Valenz des Substantivs. Düsseldorf 1979.
- TEUBERT, Wolfgang: Zur Konzeption des zweisprachigen Substantivvalenzlexikons BISUVALEX. Institut für deutsche Sprache Mannheim 1990. (Arbeitspapier.)
- VATER, Heinz: Einführung in die Nominalphrasensyntax des Deutschen. Köln 1985.

## ANMERKUNGEN

1. Vgl. Bassola 1990.
2. Vgl. Teubert 1990.
3. Sommerfeldt/Schreiber 1977; Teubert 1979.
4. Vgl. u.a. Elekfi 1966; H. Molnár 1973; Prószéky 1989.
5. Vgl. László 1988.
6. Vgl. Teubert 1979, 97.
7. Vgl. Nyelvművelő kézikönyv I. 1980, 1080-1086.
8. Vgl. u.a. Sommerfeldt/Schreiber 1977, 23; Teubert 1979, 195-196; Vater 1985, 49-50.
9. Eine Berücksichtigung sämtlicher Attributarten, sogar der Bestimmungsglieder von Komposita verlangt Hartmann (1979, 52). Die Berücksichtigung der sog. "relativen Adjektive" nehmen sich auch Sommerfeldt/Schreiber (1977, 23) vor, können sie jedoch im Wörterbuchteil nicht konsequent durchführen.
10. Vater 1985, 50.
11. Die Adjektivierung suffixaler Formen ist heute selten, am ehesten kann die Form -beli (z.B. szovjetunióbeli) als lebendig gelten.
12. Vgl. Hámori 1954, 420-422; Budai 1984, 317-318.
13. Vgl. Budai 1984.
14. László/Szanyi 1984.

**ERGÄNZUNGEN DER SEMANTISCHEN SUBSTANTIVKLASSEN IM DEUTSCHEN  
UND IM UNGARISCHEN**  
(präpositionale Nominalphrasen und Partizipialphrasen in  
Konkurrenz)

1. Bei einer früheren Analyse habe ich die wichtigsten ungarischen Entsprechungen der deutschen Präpositionalattribute angegeben (vgl. Bassola 1978) und darauf hingewiesen, daß sich das Ungarische dabei am häufigsten der Partizipialkonstruktion bedient.

Jetzt gehen wir bei unserem Vergleich davon aus, daß dem Ungarischen die dem Präpositionalattribut ähnlichen Konstruktionen überhaupt nicht fremd sind (vgl. Hámori 1954, S. 426ff und Budai 1984, S. 317). Die Abweichung zwischen den beiden Ausdrucksmöglichkeiten besteht nur darin, daß das Ungarische Suffixe oder Postpositionen und das Deutsche die Präpositionen verwendet:

- (1u) Levél a hitveshez  
wörtlich: (Brief der Gemahlinzu)
- (1d) Brief an die Gemahlin
- (2u) Bizonytalanság a fővárosi lakáselosztásban (MN)  
(Unsicherheit der hauptstädtischen Wohnungsverteilungin)
- (2d) Unsicherheit bei der hauptstädtischen  
Wohnungsverteilung
- (3u) Oszrák pártvélemény a világkiállításról (MN)  
(österreichische Parteimeinung die Weltausstellungüber)
- (3d) österreichische Parteimeinung über die Weltausstellung

Nominalphrasen dieser Art werden aber im Ungarischen innerhalb einer weiteren Äußerung häufig in eine andere Konstruktion, meistens eine Partizipialkonstruktion umgewandelt (vgl. u.a. Hámori 1954, S. 420ff):

- ad (1u) - Melyik levelet nem olvastad?  
(Welchen Brief hast du noch nicht gelesen?)

- A hitveshez intézett levelet.  
/den Gemahlinzu gerichteten Brief./  
(den an die Gemahlin gerichteten Brief)

oder: A hitvesnek szóló levelet.  
/den Gemahlinan gehenden Brief./  
(den an die Gemahlin gehenden Brief)

- ad (2u) - Mi okozott nehézséget?(Was verursachte Schwierigkeit?)  
A fővárosi lakáelosztásban uralkodó bizonytalanság.  
/die hauptstädtischer Wohnungsverteilungin herrschende Unsicherheit./  
(die bei der hauptstädtischen Wohnungsverteilung herrschende Unsicherheit.)

- ad (3u) Hallottál már a világkiállításról kialakított osztrák pártvéleményről  
(Hörtestdu schon die Weltausstellungüber gebildete österreichische Parteimeinungvon?)  
(Hast du schon von der über die Weltausstellung gebildeten österreichischen Parteimeinung gehört?)

Bei manchen Konstruktionen ist das Ungarische auch imstande, durch die unterschiedlichen Partizipformen (Partizip Imperfekt, Perfekt und Gerundivum) alle drei Zeitbezüge zum Ausdruck zu bringen. Vgl. unten (23u).

Konstruktionen wie

- ad (1d) der an die Gemahlin gerichtete Brief,
- ad (2d) die bei der Wohnungsverteilung herrschende Unsicherheit
- ad (3d) die über die Weltausstellung gebildete österreichische Parteimeinung,

sind auch dem Deutschen nicht fremd. Man muß aber zugeben, daß das deutsche Sprachgefühl die Erweiterung des Präpositionalattributes in eine Partizipialkonstruktion für überflüssig hält. Von den beiden Partizipformen hört sich jedoch das Partizip Perfekt besser an, das Partizip Imperfekt/Präsens klingt etwas schwerfällig.

Bei weiterer Analyse begegnen wir ungarischen Partizipialkonstruktionen, deren Partizip im Deutschen unbedingt entfällt:

- (4u) (Terveket kell kidolgozni) a mellékágak vízzel való ellátására. (MN)  
/(Pläne müssen ausgearbeitetwerden) der Nebenarme Wassermitt seiende Versorgungzu)

- (4d) (Pläne müssen ausgearbeitet werden) zur Versorgung der Nebenarme mit Wasser.
- (5u) a nedves területek védelméről szóló ramsari egyezmény (MN)  
(der nassen Gebiete Schutzhrenüber gehendes Ramsarer Abkommen)
- (5d) das Ramsarer Abkommen über den Schutz der nassen Gebiete
- (6u) (... ha folytatódnának) a felfelőknek szánt fegyverszállítások (MN)  
(... wenn sichforsetzenwürden die Aufständischefür bestimmten Waffenlieferungen)
- (6d) ... wenn die Waffenlieferungen an die Aufständischen fortgesetzt würden.

In den obigen ungarischen Sätzen (4u), (5u) und (6u) werden die Partizipien von Verben (sein - seiend, gehen - gehend, bestimmen - bestimmt) verwendet, welche in die deutschen Konstruktionen nicht eingebaut werden können. Das Deutsche verfügt hier nur über die eine Variante, das Präpositionalattribut.

2. Im weiteren wollen wir der Frage nachgehen, was für die deutschen Präpositionalattribute im Ungarischen außer den strukturell unmittelbar entsprechenden nachgestellten Nominalgruppen noch stehen kann und ob diese Entsprechungen nicht auch im Deutschen vorkommen können.

Dabei gehen wir von der semantischen Gruppierung Teuberts aus (Teubert 1979), wobei wir auch die Herkunft der Bezugssubstantive nicht aus dem Auge verlieren wollen. Objekt der Untersuchung sind nur Ergänzungsklassen bei substantivischen Nuklei.

In der einschlägigen Literatur werden die Nominalphrasen in Kernsätze transponiert, um den Inhalt der Konstruktionen näher angeben zu können (Sommerfeldt-Schreiber 1977, Vater 1985 usw.). Droop geht der Frage nach, indem er die Substantive je nach ihrer Herkunft als Ausgangspunkt nimmt: Deverbative, Adjektivabstrakta, nicht-nominalisierte Nuklei (Droop 1977, 65ff, vgl. auch Bassola 1990).

W. Teubert stellt bei den Bezugsnomina 12 und bei den Ergänzungsklassen 17 semantische Gruppen fest (Teubert 1979, 81ff). Durch die semantische Kombinierbarkeit ergeben sich 45 Gruppen (a.a.O.). Da wir uns nun nur mit präpositional verknüpften Attributen befassen, entfallen Substantive, die den Substantivklassen 'relationale Personenbezeichnung',

'Kategorialbezeichnung', 'Maßbezeichnung' und 'benennbarer Begriff' zuzuordnen sind.

2.1. In der größten Substantivklasse 'Handlungsbezeichnung' kommen in überwiegender Mehrheit Deverbativa vor. Diese Substantivklasse enthält zwei große Gruppen von Substantiven: "Hierher gehören die nicht-pluralisierbaren substantivischen Infinitive und Substantive, die eine Handlung 'als Ablauf ohne Begrenzung' bezeichnen." (Teubert 1979, S. 81) Diese Substantive drücken meistens den Prozeß, die Dauer oder den Verlauf der Handlung aus, und sie werden mit ihren Attributen im Ungarischen des öfteren durch das Partizip 'való' ('seiend' wiedergegeben. Vgl. dazu u.a. (7), (8).

In diese Substantivklasse "gehören zum anderen die Substantive, die eine Handlung als 'in sich geschlossenen Prozeß fassen'. ... Diese Substantive sind in der Regel pluralisierbar" (a.a.O.), und sie drücken meistens das Resultat der Handlung aus. Hier stehen im Ungarischen häufiger die Partizipformen von Funktionsverben und hier können solche eventuell auch im Deutschen stehen, wenn auch mit größerer Wahrscheinlichkeit in Form des Partizips Perfekt. Vgl. u.a. (11), (12) sowie (13d).

(7d) die Beschaffung der Ersatzteile durch den Vertreter

(7u) az alkatrészeknek a képviselő által való/általi beszerzése  
(der Ersatzteile den Verteter durch seiende/durch Adjuff Beschaffung)

(8d) der Verkauf einer Fabrik an Ausländer

(8u) egy gyár külföldieknek való eladása  
(einer Fabrik Ausländern seiender Verkaufuhr)

(9d) die Begegnung mit der Studentengruppe

(9u) a diákcsoporttal való találkozás  
(der Studentengruppemit seiende Begegnung)

(10d) die Hilfe für die Entwicklungsländer

(10u) a fejlődő országoknak szóló/szánt segítség  
(die sichentwickelnden Ländern gehende/bestimmte Hilfe)

(11d) eine Rede über die politische Situation

(11u) egy a politikai helyzetről szóló/tartott beszéd  
(eine die politische Situationüber gehende/gehaltene Rede)

(12d) Anstrengungen zur Beendigung des Krieges

(12u) a háború befejezésére tett erőfeszítések  
(des Krieges Beendigungseineauf gemachte  
Anstrengungen)

Obige Beispiele zeigen also, daß im Ungarischen die Bezugsubstantive der Klasse 'Handlungsbezeichnung' bei überwiegender Mehrheit der Ergänzungsklassen (Agentiv-, Objektiv-, Thema-, Ziel-, Beteiligten-, Instrumental-, Sach-Benefaktiv-, Maßergänzung) mit dem attributiven Teil am häufigsten durch ein Partizip verbunden werden. Im Deutschen können diese oder ähnliche Partizipien nur verwendet werden, wenn das Bezugsubstantiv mit einem Verb ein Funktionsverbgefüge bilden kann:

(13d) ein Gespräch führen mit jemandem oder über etwas

(13.1d) das über die Weltausstellung geführte Gespräch der  
Experten

Partizipialkonstruktionen werden im Ungarischen auch im Falle von nicht gebildeten Bezugsubstantiva verwendet, die Partizipien sind ähnlich wie bei den Deverbativa:

(14d) Seminar über/von/zu

(14u) valamiről szóló/tartott szeminárium  
(etwasüber geholdes-geholdenes Seminar)

(15d) Debatte über/von/zu

(15u) valamiről szóló/folytatott vita  
(etwasüber gehende/geführte Debatte)

Das Deutsche könnte bei den Konstruktionen (14) und (15) höchstens die Partizipien 'gehalten' bzw. 'geführt' verwenden, welche mit den Substantiven 'Seminar' und 'Debatte' zu verknüpfen sind:

ad (14d) ein über den Humanismus gehaltenes Seminar

ad (15d) die über die Ursachen des Waldsterbens geführte  
Debatte

Zwei Ergänzungsklassen, die Situativ- und die Direktivergänzungsklassen, heben sich deutlich von den anderen ab: hier konkurrieren im Ungarischen die Partizipialkonstruktionen und die von Substantiven gebildeten Adjektive:

(16u) berlini érkezésem  
(Berliner Ankuftmeine)

(16d) meine Ankuft in Berlin

Die Direktivergänzungen werden im Ungarischen ohne Verbindungselement an die deverbalen Bezugsubstantive ohne Verbalpräfix geknüpft, wobei allerdings die Reihenfolge Attribut - Bezugswort beibehalten wird (vgl. F. Kiefer, Hrg.: Ungarische Grammatik - in Vorbereitung):

- (16.1u) a pályaúdvarra érkezésem  
(die Bahnhofauf Ankuftmeine)
- (16.1d) meine Ankuft auf dem Bahnhof
- (17u) svájci utazásod  
(Schweizer Reisedeine)
- (17d) deine Reise in die Schweiz
- (17.1u) a svájci fővárosba tett utazásod  
(die Schweizer Hauptstadtin gemachte Reisedeine)
- (17.1d) deine Reise in die Hauptstadt der Schweiz

Das Ungarische entscheidet bei diesen Ergänzungsklassen je nach Art des Ergänzungssubstantivs: ist es ein geographischer Name, wird daraus meistens ein Adjektiv gebildet. Auch die Länge des nominalen Teils des Attributs kann für die eine oder die andere Lösung entscheidend sein: Bei kürzeren Formen wird die adjektivische Variante gewählt, bei längeren muß die partizipiale Konstruktion stehen.

Wenn die Verbindung zwischen dem Bezugssubstantiv und dem Substantiv einer beliebigen Ergänzungsklasse durch eine Postposition gesichert ist, bedarf es keines Partizips:

- (18u) hús nélküli táplálkozás  
(Fleisch ohneAdjsuff Ernährung)
- (18d) Ernährung ohne Fleisch
- (18.1u) kötél általi kivégzés  
(Strang durchAdjsuff Hinrichtung)
- (18.1d) Hinrichtung durch Strang

Ist der attributive Teil von längerem Umfang, wird im Ungarischen eher die partizipiale Konstruktion verwendet:

- (18.2u) az alkatrészeknek a külföldi képviselő által való beszerzése  
(die Bestandteilevon den ausländischen Vertreter durch seiende Beschaffungihre)

(18.2d) die Beschaffung der Ersatzteile durch den ausländischen Vertreter

2.2. Alle Ergänzungen (Objektiv-, Thema-, Ziel-, Beteiligten-, Instrumental-, Situativ-, Direktivergänzung) bei Vorgangsbezeichnungen, die im Deutschen präpositional mit dem Bezugssubstantiv verknüpft werden, sind im Ungarischen einem Partizip untergeordnet, u.zw. ist das meistens die Form 'való', d.i. 'seiend':

(19d) der Einfluß dieser Kreise auf die Lokalpolitik

(19u) ezeknek a köröknek a helyi politikára való/gyakorolt befolyása  
(dieser der Kreise der lokale Politikauf seiender- ausgeübter Einfluß ihr)

(20d) das Erscheinen der Damen in vornehmen Kreisen

(20u) a hölgyeknek előkelő körökben való megjelenése  
(der Damen vornehmen Kreisen in seiendes Erscheinen ihr)

Obige Beispiele (19), (20) bestätigen die Annahme, daß die attributiven Ergänzungen im Ungarischen auch bei der Substantivklasse 'Vorgangsbezeichnung' wie oben bei der der 'Handlungsbezeichnung' meistens durch das Partizip 'való' ('seiend') an die Bezugssubstantive mit prozessualer Bedeutung geknüpft werden und in diesen Fällen das Deutsche - mangels verwendbaren Verbs - die partizipiale Konstruktion meiden soll.

Mit dem Partizip konkurriert im Ungarischen nur das von der Postposition abgeleitete Adjektiv, z.B. bei der Thema- oder Zielergänzung:

(21d) sein Bedenken gegen diese Lösung

(21u) ezzel a megoldással szembeni fenntartása  
(dieser der Lösung mit gegenüber Adj suff Bedenkensein)

2.3 Die Bezugssubstantive der Substantivklasse 'Ergebnisbezeichnung' können im Ungarischen mit Elementen aller Ergänzungsklassen (Objektiv-, Thema-, Ziel, Beteiligten-, Benefaktiv-, Direktivergänzung) durch Partizipien verbunden werden:

(22d) die Antwort auf die Probleme

(22u) a problémákra adott válasz  
(die Problemauf gegebene Antwort)

Obige Feststellung gilt auch für die nicht gebildeten Bezugssubstantive:

(23d) eine Dissertation über die Städteplanung

(23u) egy a várostervezésről készülő/készült/készítendő  
disszertáció  
(eine die Städteplanung über gemachtwerdende/gemachte/zu  
machende Dissertation)

Substantiven dieser Substantivklasse können die Attribute auch im Deutschen oft durch ein Partizip angeschlossen werden. Das ist meistens ein Partizip Perfekt, welches die Abgeschlossenheit der Handlung/des Vorgangs betont:

(23.1d) die auf die Probleme gegebene Antwort

Im Unterschied zum Ungarischen ist das Deutsche nicht fähig, durch die Partizipien die unterschiedlichen Zeitbezüge zum Ausdruck zu bringen.

Auffallend ist, daß im Ungarischen auch hier das Attribut der Direktivergänzungsklasse dem Bezugssubstantiv außer durch das Partizip auch durch ein denominales Adjektiv angeschlossen werden kann:

(24d) das Telegramm nach/aus Wien

(24u) a bécsi távirat  
(das Wiener Telegramm)

2.4 Von Bezugssubstantiven der Substantivklasse 'Zustandsbezeichnung' hängen im Deutschen Präpositionalattribute der Ergänzungsklassen 'Thema-', 'Ziel-', 'Beteiligten-', 'Instrumental-' und 'Situativergänzung' ab. Bei dieser Substantivklasse kommen neben der überwiegenden Mehrheit der Deverbativa einige Deadjektiva vor. Das Ungarische kann alle diese Konstruktionen durch partizipiale Verbindungen ausdrücken. Da hier der "Zustand" etwas noch nicht Abgeschlossenes/Vollendetes bedeutet, ist das Partizip meistens wiederum ein Partizip Imperfekt, welches im Deutschen nicht erscheinen kann:

(25d) seine Angst um den Freund

(25u) a barátjéért való aggódása  
(den Freundseinenum seiende Angstseine)

(26d) seine Verwandtschaft mit dem Minister

(26u) a miniszterrel való rokonsága  
(dem Ministermit seiende Verwandtschaftseine)

Bei den hier nur gelegentlich auftauchenden nicht gebildeten Bezugssubstantiven kann im Ungarischen das Partizip Perfekt vorkommen:

(27d) die Ehe Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn

(27u) VIII. Henriknek Boleyn Annával való/kötött házassága  
(VIII. Heinrichdem Boleyn Annamit seiende-geschlossene  
Ehe)

Neben der Partizipform bietet sich auch hier wie bei den anderen Substantivklassen die adjektivische Verknüpfung bei der Subklasse Situativergänzung, u. zw. bei geographischen Namen wie:

(28u) az ország keleteurópai fekvése  
(des Landes osteuropäische Lage)

(28d) die Lage des Landes in Osteuropa

2.5. Substantive der Substantivklasse 'Eigenschaftsbezeichnung', die häufiger Deadjektiva, etwas seltener nicht abgeleitete Substantive sind, haben nur im Falle der Ergänzungs-kategorie 'Maßergänzung' präpositional verknüpfte Attribute. Im Ungarischen werden diese Inhalte meistens durch Konstruktionen mit Adjektivsuffixbildungen ausgedrückt:

(29d) eine Länge von 5 Metern

(29u) 5 méteres hosszúság  
(5 metrige Länge)

(30d) eine Tiefe um 10 Meter

(30u) 10 méter körüli mélység  
(10 Meter umAdjsuff Tiefe)

Partizipialkonstruktionen sind jedoch auch bei dieser Substantivklasse vorstellbar:

(29.lu) 5 métert kitavó hosszúság  
(5 Meter betragende Länge)

2.6. Bei der Substantivklasse 'Täterbezeichnung' werden die Ergänzungs-kategorien 'Situativ-', 'Direktiv-' und gelegentlich 'Objektiv-' und 'Zielergänzung' durch präpositional eingeleitete Nominalgruppen aktualisiert (vgl. Teubert 1979, 106ff). Substantive dieser Substantivklasse sind entweder deverbale oder nicht abgeleitet. Unabhängig von ihrer Herkunft werden im Ungarischen ihre Attribute bei den 'Objekt-' und 'Zielergänzungen' meistens durch eine Possessivkonstruktion (31u) und bei den 'Situativ-' und

'Direktivergänzungen'durch eine Adjektivform (32u), (33u) widergegeben.

(31d) die Teilnehmer an der Tagung

(31u) a konferencia résztvevői  
(der Konferenz Teilnehmerihre)

(32d) der ungarische Botschafter in Wien

(32u) a bécsi magyar nagykövét  
(der Wiener ungarische Botschafter)

(33d) die Auswanderer aus Ungarn

(33u) a magyarországi kivándorlók  
(die ungarländischen Auswanderer)

Um Eindeutigkeit zu sichern, kann/muß man im Ungarischen gelegentlich eine Partizipialkonstruktion verwenden:

(34d) der Reisende aus Wien - der Reisende nach Graz

(34u) a Bécsből jövő/érkező utas  
(der Wienaus kommende-ankommende Reisende)  
a Grazba menő/tartó utas  
(der Graznach fahrende-sichbegebende Reisende)

2.7. Bei den Substantiven der Substantivklasse 'Qualifizierende Mengenbezeichnung' werden im Deutschen nur Sachergänzungen durch präpositionale Nominalgruppen aktualisiert. Die Konstruktionen, deren Nuklei nicht abgeleitete Substantive sind, werden im Ungarischen meistens durch Genitivkonstruktionen oder Komposita wiedergegeben:

(35d) das Maximum an verfügbaren Finanzmitteln

(35u) rendelkezésre álló gazdasági eszközök maximuma  
(Verfügungzu stehender finanzieller Mittel Maximumihr)

(36d) Reserven an Ersatzteilen

(36u) alkatrésztartalékok  
(Ersatzteilreserven)

Im Falle von deverbativen Bezugssubstantiven kann die Verbindung zwischen dem Nukleus und dem Attribut im Ungarischen durch ein Partizip gesichert werden, besonders wenn das Attribut von größerem Umfang ist:

(37d) Mangel an Straßenbaumaterialien

- (37u) építési anyagokban való hiány  
(baulichen Materialienin seiender Mangel)

2.8. Von Substantiven der Substantivklasse 'Motionsmittelbezeichnung' hängen nur Nominalphrasen der Direktivergänzung ab, welche im Deutschen durch eine Präposition an den Nukleus geknüpft werden. Diese Bezugssubstantive sind im Überwiegenden Teil nicht abgeleitete Substantive, seltener Deverbativa. Das Ungarische bietet hier zwei Alternativen: die Verbindungsfunktion wird durch ein Partizip gesichert, besonders bei Attributen mit nicht geographischen Namen:

- (38d) der Weg zum Bahnhof

- (38u) a pályaudvarhoz vezető út  
(der Bahnhofzu führende Weg)

Wie bei anderen Substantivklassen wird auch hier die Direktivergänzung bei geographischen Namen im Ungarischen oft adjektivisch aktualisiert:

- (39d) das Flugzeug nach Berlin/aus Berlin

- (39u) a berlini repülőgép  
(das Berliner Flugzeug)

3. Aus der Analyse geht hervor, daß bei allen Ergänzungsklassen, welche im Deutschen durch präpositionale Nominalgruppen aktualisiert werden, eine der Äquivalenten, u.zw. die häufigste, im Ungarischen die Partizipialphrase ist. Eine Abweichung von dieser Feststellung weisen die kleineren Substantivklassen 'Eigenschafts-', 'Täter-' und 'qualifizierende Mengenbezeichnung' auf, wo die deutschen präpositionalen Nominalphrasen im Ungarischen in erster Linie durch Adjektivsuffixbildungen und/oder durch Possessivkonstruktionen bzw. durch Komposita wiedergegeben werden und wo die Partizipialphrase nur eine Konkurrenzform ist.

In zwei weiteren Fällen überwiegt im Ungarischen die Adjektivsuffixbildung der Partizipialphrase gegenüber. In dem einen geht es um eine formale Anforderung: hat die nominale Ergänzung statt eines Suffixes eine Postposition, wird aus dieser ein Adjektiv gebildet.

Im anderen Fall geht es um eine semantische Anforderung: die Situativ- und Direktivergänzungen aller Substantivklassen werden im Ungarischen, falls das Ergänzungssubstantiv ein geographischer Name ist, meistens durch Adjektivsuffixbildung aktualisiert. Die Partizipialphrase ist hier nur eine seltenere Konkurrenzform.

Die Möglichkeit der adjektivischen Bildungen ist zwar in beiden Sprachen beschränkt, jedoch im Ungarischen größer als im Deutschen.

Das Deutsche verfügt im Bereich der Ergänzungsklassen über eine ziemlich beschränkte Anwendungsmöglichkeit von Partizipien, viel seltener von Partizipien Imperfekta, etwas häufiger von Partizipien Perfekta. So ist das Deutsche - im Gegensatz zum Ungarischen - auch nicht fähig, die relationalen Zeitbezüge zum Ausdruck zu bringen (vgl. készülő - készített - készítendő = im Machen begriffen - gemacht - zu machend).

Die Analyse hat ein unterschiedliches Verhältnis der Bildbarkeit und der Anwendbarkeit der präpositionalen und partizipialen Nominalphrasen der substantivischen Ergänzungsklassen im Deutschen und im Ungarischen gezeigt: während im Deutschen nur im kleineren Teil der präpositionalen Nominalphrasen partizipiale Konstruktionen entsprechen können, läßt das Ungarische bei allen Ergänzungsklassen beide Bildungstypen zu. Den größeren Bildungsmöglichkeiten steht im Ungarischen eine kleinere Anwendbarkeit gegenüber, was sich in den Restriktionen für den Gebrauch der nachgestellten Nominalgruppen zeigt.

#### ABKÜRZUNGEN:

- MN = Magyar Nemzet
- Adjsuff - Adjektivbildungssuffix
- (...) in Klammern wird die wortwörtliche Entsprechung des ungarischen Textes angegeben

#### LITERATUR

- BASSOLA, Péter (1978): Übersetzungsmöglichkeiten des präpositionalen Attributs ins Ungarische - Ergebnisse einer konfrontativen Untersuchung. In: *Moderner Sprachunterricht*, S. 38-49. Budapest.
- BASSOLA, Péter (1990): Substantivvalenz im Deutschen und im Ungarischen. Vorstudie zu einem kontrastiven Lexikon. In: *Sprachwissenschaft*. Bd. 15. Heft 3/4. S. 384-403. Heidelberg

- BUDAI, László (1984):** A nominalizáció korlátai a magyarban. (Grenzen der Nominalisation im Ungarischen.) In: Magyar Nyelv, 80. S. 313-323. Budapest
- DROOP, Helmut Günter (1977):** Das präpositionale Attribut. Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 34. Tübingen
- ENGEL, Ulrich (1988):** Deutsche Grammatik. Heidelberg
- LÁSZLÓ, Sarolta (1988):** Mikroebene. In: Pavica Mrazović - Wolfgang Teubert (Hrsg.): Valenzen im Kontrast. Festschrift für Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. S. 218-233. Heidelberg
- HÁMORI, Antónia (1954):** A jelzői értékű hátravetett határozó használatának kérdéséhez. (Zur Frage des Gebrauchs des Präpositionalattributs.) In: Magyar Nyelv, 50, S. 419-431. Budapest
- SOMMERFELDT, Karl-Ernst - SCHREIBER, Herbert (1977):** Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive. Leipzig
- TEUBERT, Wolfgang (1979):** Valenz des Substantivs. Sprache der Gegenwart, Institut für deutsche Sprache. Bd. 49. Düsseldorf
- VATER, Heinz (1985):** Einführung in die Nominalphrasensyntax. Köln



SCHRIFTENVERZEICHNIS VON  
JÁNOS JUHÁSZ

1959

"A magnetofon alkalmazása a nyelvoktatásban." In: Köznevelés XV./20.:471-472.

1963

Tudatosítás és automatizálás a haladófokú idegennyelvi beszédtanításban. (Diss.) Budapest: ELTE.

1964

"A beszéd, a nyelv és a nyelvoktatás." In: Magyar Pszichológiai Szemle 20.1:258-261.

"Az intonáció néhány pedagógiai pszichológiai vonatkozása." In: Magyar Pszichológiai Szemle 21.3:393-403.

1965

"Einige Bemerkungen zum Verhältnis zwischen Bewußtmachung und Automatisierung im Sprachunterricht." In: Deutsch als Fremdsprache 3/1965:21-27.

Richtiges Deutsch - 16 Gespräche über typische Fehler in der Umgangssprache für Ungarn. Budapest: Tankönyvkiadó.

"A hallás utáni megértésről." In: A korszerű nyelvoktatás kérdései. 81-88.

1966

"Automatizálás vagy tudatosítás?" In: Az idegen nyelvek tanítása 9:71-79.

1967

"Zur sprachlichen Norm." In: Muttersprache 77:333-343.

"Sprachbetrachtung und Fremdsprachenlehrbuch für Fortgeschrittene." In: Deutsch als Fremdsprache 4/1967:227-230.

1969

"Transfer und Interferenz." In: Deutsch als Fremdsprache 3/1969:196-198.

"Phonetische und begriffliche homogene Hemmung im sprachlichen Kontakt Ungarisch-Deutsch." In: Wiss. Zeitschrift der Univ. Rostock 1969:607-610.

"Bedeutung und Bedeutungsstruktur." In: Wiss. Zeitschrift der Univ. Rostock, Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe 1969, 525-530.

1970

Probleme der Interferenz. Budapest - München: Akadémiai Kiadó - Hueber Verlag.

"Das Ranschburgsche Phänomen beim Lernen von Fremdsprachen." In: Linguistik und Didaktik 215-221.

"Ungarisch-deutsche Interferenzerscheinungen im verbalen Bereich." In: Moser, H., Hrsg. (1970) Probleme der kontrastiven Grammatik. Sprache der Gegenwart 8, 139-149. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

1971

"Zum Normempfinden von Schülern und Studenten." In: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1970. Sprache der Gegenwart 13, 133-149. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 1. Teil." In: Wirkendes Wort 21.2:112-133.

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 2. Teil." In: Wirkendes Wort 21.4:255-279.

1972

"A nyelvek összehasonlíthatóságának kérdéséhez." In: Magyar-tanítás külföldön, III. Budapest. 1972:58-62.

1973

"Probleme der deskriptiven Linguistik im Universitätsunterricht". In: Annales Univ.Sci. Bp., Sectio Ling. 4:79-91.

"Zur Problematik des deutschen Attributivsatzes." In: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 2. Sprache der Gegenwart 24, 103-122. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

"Interferenzlinguistik." In: Althaus, H.P., H. Henne und H.E. Wiegand, Hrsgg. (1973) Lexikon der Germanistischen Linguistik, 459-462. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

"Sprachliche Einheiten - linguistische Begriffe (Ein Plädoyer für die Textlinguistik)." In: Sitta, H. und K. Brinker, Hrsgg. (1973) Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für H. Glinz zum 60. Geburtstag. Sprache der Gegenwart 30, 192-198.

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 3. Teil." In: Wirkendes Wort 23.3:1987-212.

1974

"Zur Problematik des Zwecks linguistischer Forschungen - dargestellt am Beispiel der interlingualen Synonymie." In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 27.1-3:73-92.

1975

"Zum Studium der germanistischen Linguistik an nicht-deutschsprachigen Universitäten (dargestellt am Beispiel des Verhältnisses von Grammatik und Semantik)." In: Engel, U. und P. Grebe, Hrsgg. (1975), Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Teil 2. Sprache der Gegenwart 34, 191-225. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

"Allgemeine Probleme der Kontrastivität." In: Grundfragen der Methodik des Deutschunterrichts und ihre praktischen Verfahren." München, 30-45.

"Erübrigte Empirie? Der Idealisierungsfaktor in der synchronen Linguistik." In: Sprache im technischen Zeitalter 53:1-5.

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 4. Teil." In: Wirkendes Wort 25.1:57-69.

"Elmélet és gyakorlat a nyelvek szinkron egybevetésében." In: Magyar Nyelv 47:29-35.

#### 1976

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 5. Teil." In: Wirkendes Wort 26.2:132-145.

"Synchrone Sprachwissenschaft. Forschungsbericht. 6. Teil." In: Wirkendes Wort 26.3:204-211.

#### 1977

"Még egyszer a német nyelv valenciáelméletéről." In: Idegen nyelvek tanítása 4/1977:118-121.

"Überlegungen zum Stellenwert der Interferenz." In: Kolb, H., H. Lauffer, Hrsgg. (1977) Sprachliche Interferenz. Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag, 1-12. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

#### 1978

"Vier Fragen der Grammatikschreibung." In: Grammatik und Deutschunterricht. Sprache der Gegenwart 44, 188-197. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

"Forschungsbericht. Synchrone Sprachwissenschaft. 7. Teil." In: Wirkendes Wort 28.4:268-286.

"Synchronie, Diachronie und Metaphorisierungsprozeß." (Zusammen mit R. Hessky) In: Festschrift für Prof. Dr. sc. Karl Mollay. Budapesti Beiträge zur Germanistik 4, 121-129. Budapest: ELTE.

#### 1979

"Rezension zu Magyar szinonimaszótár (Ungarisches Synonymwörterbuch) von Gábor O. Nagy und E. Ruzsiczky." In: Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis de Rolando Eötvös nominatae. Sectio Linguistica 10: 263-268.

1980

"Sprachkunst und Sprachwissen. Linguistisches in und über Thomas Manns Joseph-Roman." In: Neue deutsche Literatur 28, 12/1980:153-160.

"Ungarisch-deutsche kontrastive Forschungen in Ungarn." In: Juhász, J., Hrsg. (1980), 17-34.

"Interlinguale soziolinguistische Überlegungen." In: Juhász, J., Hrsg. (1980), 77-93.

Kontrastive Studien Ungarisch - Deutsch. Herausgegeben und eingeleitet von János Juhász. Budapest: Akadémiai Kiadó.

"Zur Frage des kognitiven Wertes des Vergleichs der deutschen Sprache mit anderen Sprachen." In: Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. Band 8,1, 114-125.

1981

"Normensicherheit - Normtoleranz." In: Zielsprache Deutsch 4/1981:15-25.

"Kurzbericht über das Kontrastive Projekt Ungarisch-Deutsch an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest." In: Kühlwein, W., G. Thome, W. Wilss, Hrsgg. (1981) Kontrastive Linguistik und Übersetzungswissenschaft - Akten des Internationalen Kolloquiums Trier/Saarbrücken 25.-30. 9. 1978, 75-82. München.

1982

"Diskussionsbeiträge." In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearbeitet von Birgitta Mogge und Ingulf Radtke. Der öffentliche Sprachgebrauch, Bd. 3, 215-221. Stuttgart.

"Sprachkontakt - Interferenz oder Integration?" In: Zeitschrift für Germanistik 3.4:443-444.

"Systemlinguistische und soziolinguistische Aspekte der Norm bei der Beschreibung der deutschen Sprache." In: Semantische und funktionale Beschreibung des Russischen und des Deutschen. Wissenschaftliche Konferenz der Forschungskollektive Deutsche und Russische Sprachwissenschaft der Pädagogischen Hochschule "Liselotte Herrmann" Güstrow. Linguistische Studien des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft, Reihe A 99:10-25.

"Zum Wandel der verbalen Höflichkeit im Deutschen (Exemplarischer Beitrag zur Sprachkultur)." In: Germanistisches Jahrbuch DDR - UVR 1:58-66.

"Forschungsbericht. Synchrone Sprachwissenschaft. 8. Teil." In: Wirkendes Wort 32.1:43-69.

1983

"Normenvorstellungen im Fremdsprachenunterricht Deutsch." In: Mádl, A. und R. Hessky, Hrsgg. (1983) 7. Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbandes in Budapest 1-5. August 1983. Plenarvorträge und Sektionsberichte, 47-71. Budapest: TIT.

1984

"Polemisches zur Norm." In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 12.1:82-85.

"Versuch einer konstruktiven Kritik von Sprachpflege. Prinzipien und Probleme." In: Besch, W., K. Hufeland, V. Schupp und P. Wiehl, Hrsgg. (1984) Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 423, 63-94. Göppingen: Kümmerle Verlag.

1985

"Normenvorstellungen im Fremdsprachenunterricht Deutsch." In: Deutsch als Fremdsprache 22.5:260-266.

Die sprachliche Norm. Budapest Beiträge zur Germanistik 14. Budapest: ELTE.

"Der Idealisierungsfaktor in der synchronen Linguistik (Thesen)." In: Juhász, J. (1985b) Die sprachliche Norm, 11-18.

"Sprachliche Einheiten - linguistische Begriffe (Ein Plädoyer für die Textlinguistik)." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 19-28.

"Valenz und Text." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 29-50. Auch in: Köller, E. and H. Moser, eds., Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 25, 137-151. Innsbruck: Universität Innsbruck.

"System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 53-68.

"Systemlinguistische und soziolinguistische Aspekte der Norm bei der Beschreibung der deutschen Sprache." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm 69-84.

"Interlinguale soziolinguistische Überlegungen." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 85-106.

"Polemisches zur Norm." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 107-113.

"Zum Normempfinden von Schülern und Studenten." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 115-134.

"Zur normierenden Rolle der Linguistik (Thesen mit exemplarischen Argumenten)". In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 135-144.

"Zur sprachlichen Norm. Aus Anlaß der 14. Auflage von Wustmanns *Sprachdummheiten*." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 147-168.

"Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft. Ökologische Aufgaben der Linguistik." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 169-197. Auch in: Wimmer, R., Hrsg. (1985), Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Sprache der Gegenwart 63, 33-54. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

"Versuch einer konstruktiven Kritik von Sprachpflege. Prinzipien und Probleme." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 199-234.

"Zum Wandel der verbalen Höflichkeit im Deutschen (Exemplarischer Beitrag zur Sprachkultur)." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm 235-244.

"Vier Fragen der Grammatikschreibung." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 247-259.

"Normensicherheit - Normtoleranz." In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 261-283.

"Normenvorstellungen im Fremdsprachenunterricht Deutsch" In: Juhász, J. (1985) Die sprachliche Norm, 285-309.

"System, Norm, Sprachgebrauch - und Gesellschaft." In: Némethi Filológiai Tanulmányok (Arbeiten zur deutschen Philologie, Debrecen) 16:71-83.

1986

"Wie 'deutsch' ist das Schweizerdeutsch für einen Ausländer?" In: Das Deutsche der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz. Vorträge gehalten anlässlich eines Kolloquiums zum 100jährigen Bestehen des Deutschen Seminars der Universität Basel, 91-100. Aarau - Frankfurt a.M. - Salzburg: Verlag Sauerländer.

"Probleme der Norm beim Sprachkontakt." In: B. Narr und H. Wittje, Hrsgg. (1986) Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag, 199-212. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

"Sollen, wollen, dürfen, können wir eine sprachliche Norm haben?" In: Polenz, P. von, J. Erben und J. Goossens, Hrsgg. (1986) Sprachnormen: lösbar oder unlösbar? Probleme? Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte/ Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung, Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Bd. 4, 12-17. Tübingen: Niemeyer.

1988

fp  
Übungen zu den deutschen Präpositionen. 2. unveränderte Auflage. Herausgegeben von János Juhász. Budapest: Tankönyvkiadó.

"Zum Vergleich von Normen ungarischer und deutscher Valenzstrukturen." In: Mrazovic, P. und W. Teubert, Hrsgg. (1988) Valenzen im Kontrast. Ulrich Engel zum 60. Geburtstag. 187-199. Heidelberg: Julius Groos Verlag.

1989

"Zum Stellenwert und zur Beurteilung von Normen." In: Szabó, J. und F. Szász, Hrsgg. (1989) Theorien, Epochen, Kontakte. Festschrift zum 60. Geburtstag von Professor Dr. Dr. h.c. Antal Mádl. 1. Teil. Budapester Beiträge zur Germanistik 19, 9-17. Budapest: ELTE.

"A nyelvi norma." In: Idegen Nyelvek Tanítása 3/1989:65-69.

## BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK:

- Bd. 1. László Tarnói: Joseph Görres zwischen Revolution und Romantik
- Bd. 2. Katalin Frank: Die Aufnahme der ungarischer Literatur in der BRD 1945-1970
- Bd. 3. Siegfried Brachfeld: Deutsche Literatur im Pester Lloyd zwischen 1933-1944 (vergriffen)
- Bd. 4. Festschrift für Karl Mollay (vergriffen)
- Bd. 5. Antal Mádl - Ferenc Szász: Nikolaus Lenau in Ungarn Bibliographie
- Bd. 6. Lajos Szalai: Die Sprache der Ödenburger Kanzlei in den Jahren 1460-1470. Eine graphematische Untersuchung
- Bd. 7. Ferenc Szász: Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal in Ungarn. Bibliographie
- Bd. 8. Marianna Kartész: Allgemeine und wissenschaftsgeschichtliche Fragen des Verhältnisses von Grammatik und Lexik und seine Problematik in konfrontativer Sicht
- Bd. 9. Goethe-Studien. Zum 150. Todestag des Dichters herausgegeben von Antal Mádl und László Tarnói
- Bd. 10. Welt und Roman. Visegráder Beiträge zur deutschen Prosa zwischen 1900 und 1933. Herausgegeben von Antal Mádl und Miklós Salyámosy
- Bd. 11. László Tarnói: Verbotene Lieder und ihre Varianten auf fliegenden Blättern um 1800
- Bd. 12. Nikolaus Lenau. Deutschsprachige Personalbibliographie (1850-1981) (vergriffen)
- Bd. 13. Ferenc Szász: Germanistik und Deutschunterricht in Ungarn. Bibliographie der Buchveröffentlichungen. 1. Band. Wissenschaftliche Publikationen und Lehrbücher 1718-1918
- Bd. 14. János Juhász: Die sprachliche Norm

- Bd. 15. Beiträge zur historischen Lexikographie. Vorträge und Aufsätze zur mhd. und frnhd. Lexikographie. Herausgegeben von Vilmos Agel, Rainer Paul und Lajos Szalai
- Bd. 16. Beiträge zur Phraseologie des Ungarischen und des Deutschen. Herausgegeben von Regina Hessky
- Bd. 17-18. Rezeption der Deutschen Literatur in Ungarn 1800-1850 1. Teil. Deutsche und ungarische Dichter; 2. Teil. Zeitschriften und Tendenzen. Herausgegeben von László Tarnói
- Bd. 19-20. Theorien, Epochen, Kontakte Festschrift zum 60. Geburtstag von Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl. Herausgegeben von János Szabó und Ferenc Szász (2 Bände)
- Bd. 21. Rita Brdar Szabó: Die Wortbildung des Adjektivs in der deutschen Gegenwartssprache mit besonderer Berücksichtigung der Übergangszone zwischen Derivation und Komposition
- Bd. 22. Begegnungen mit Musil. Redaktion: András Enyedi, Melinda Jakus, Anita Szücs, Karl Vajda
- Bd. 23. Von der Schulgrammatik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft. Beiträge zur Gedenktagung für Professor János Juhász. Herausgegeben von Magdolna Bartha und Rita Brdar Szabó







